



N°14 · 05.04.2024 · 71. Jahrgang

Unabhängige Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft und Kultur

POLITIK		WIRTSCHAFT		FEUILLETON	
Déi mam Lydie	Génération Frieden	De Kiki stierzt de Feyder	17 centimes de marge par bière	L'Évêque silencieux	
Vor 25 Jahren schoss die DP <i>Bus-Tram-Bunn</i> ab. Heute muss sie aufpassen, nicht wie ein Mobilitätsproblem auszusehen	Le nouveau président de la CSJ, Metty Steinmetz, présente un profil de technocrate très similaire à celui cultivé par le nouveau président du CSV	Neuer Präsident der Landwirtschaftskammer ist Christian Hahn. Ende Dezember gab seine Gruppierung die Teilnahme an den Kammerwahlen bekannt. Wie konnte der Wahlkampf so kurzfristig gelingen?	Steve Martellini, le nouveau secrétaire général de l'Horesca dresse l'inventaire des trois composantes du secteur : hôtels, restaurants et cafés	Après l'Occupation, Mgr Joseph Laurent Philippe prétendait avoir adopté une « défense élastique » face aux nazis. Les archives du Vatican permettent d'en douter	
S. 3	Foto: Sven Becker S. 7	S. 9	S. 12	S. 16	



6,00 €

Brückenbauer

IIII Luc Laboule

Mitte Januar sagte CSV-Premierminister Luc Frieden dem Nachrichtenportal *Politico*, er wolle „Brücken“ zwischen der EU und Ungarns autokratischem Premier Viktor Orbán bauen. An dessen Isolation sei die EU zum Teil selber schuld, sie müsse „versuchen, unterschiedliche Sichtweisen auszuhalten“. Nachdem er von der Opposition dafür kritisiert wurde, erzählte Frieden dem *Radio 100,7*, er sei „falsch zitiert worden“.

Luc Frieden ist ein ambivalenter Charakter. In Brüssel sagt er Dinge, die er anschließend in Luxemburg wieder relativiert. „Unterschiedliche Sichtweisen“ vereint er in einer Person.

So wie vergangene Woche, als er am Rande eines Atom-Gipfels behauptete, die CSV-DP-Regierung sei „technologieoffen“ für die Entwicklung der Nuklearenergie; man müsse die Nuklearforschung unterstützen, auch mit europäischen Mitteln. Nachdem Abgeordnete des Koalitionspartners DP sich darüber überrascht gezeigt hatten, weil dieses Bekenntnis nicht im Regierungsprogramm steht, ruderte Frieden zurück. Am Montag sagte er dann in einem Interview mit dem *Wort*, wegen der wachsenden Anzahl von Asylanträgen stelle sich die Frage, „ob einige dieser Asylanträge nicht auch in den direkten Nachbarstaaten dieser EU-Staaten behandelt werden können“. Auf dem Kongress vor zwei Wochen hatte die Europaabgeordnete Isabel Wiseler noch bekräftigt, die CSV sei nicht für das auf der „Ausschiffung“ von Geflüchteten nach Afrika beruhende „Ruanda-Modell“.

Ist Friedens Orientierungslosigkeit nur seiner Schusseligkeit geschuldet? Oder ist sie Teil seiner Strategie? In Brüssel versucht der auf europäischem Parkett noch „neie“ Luc seine Freunde von der CDU zu beeindrucken, indem er deren Positionen in Einwanderungsfragen, zu Israel und auch zur Atomkraft nachbetet (unter Angela Merkel hatte die CDU den Atomausstieg mit beschlossen, den sie nun wieder rückgängig machen will). Doch anders als die CSV ist die CDU in der Krise. Von der Uneinigkeit in und der Kritik an der „Ampel“-Koalition profitiert nicht sie, sondern die AfD. In anderen europäischen Ländern wie Frankreich und Italien haben christdemokratische Parteien schon massiv zugunsten von rechtsradikalen an Bedeutung verloren. In Luxemburg konnte Frieden den in Ilres-Umfragen prophezeiten Niedergang seiner Partei quasi eigenhändig verhindern. Sie dankt es ihm mit blinder Gefolgschaft. Als er als Premierminister erstmals in der Geschichte der CSV auch den Parteivorsitz übernahm, widersprach in der Partei niemand dieser Machtkonzentration.

Im Europaparlament haben die Christdemokraten noch eine Mehrheit. Laut den letzten Umfragen würden sie stärkste Partei bleiben, während Grünen und Liberalen Verluste drohen. Deutlich gewinnen sollen lediglich die rechtskonservativen bis rechtsextremen Parteien aus ECR und ID. Würden sie zusammenarbeiten, wären sie stärker als die Sozialdemokraten und fast so stark wie die EVP. Mit radikalen Positionen hofft die EVP, den Rechtsextremen bis Juni noch das Wasser abzugraben. Frieden hat sich offenbar dazu verpflichtet, dabei mitzumachen. Mit dem Risiko, dass er zuhause nicht nur die Opposition, sondern auch seinen Koalitionspartner verschreckt.

Die EVP begibt sich auf gefährliches Terrain. Sollte ihre Strategie aufgehen und sie erneut die Kommissionspräsidentin stellen, muss sie ihre Wahlversprechen einlösen. Mehrheiten für das Ruanda-Modell und Investitionen in die Atomkraft, aber auch für klima- und umweltpolitische Zugeständnisse an die konventionelle Landwirtschaft wird sie voraussichtlich nur mit ECR und ID erreichen. Die Rechtsradikalen werden solche Maßnahmen in ihren Heimatstaaten nicht zu Unrecht als ihre Erfolge verkaufen, was sie auf nationaler Ebene noch weiter stärken wird.

In Luxemburg haben die Rechtsradikalen noch keinen EU-Abgeordneten. Doch mit seiner Diskursverschiebung nach rechts hat Luc Frieden ihnen in den vergangenen Wochen den Weg geebnet. Vermutlich will er auch der ADR aus der europäischen Isolation helfen, Fernand Kartheiser eine „Brücke“ nach Brüssel bauen. An der CSV-Basis regt sich dagegen kein Widerstand. Nicht einmal im christlich-sozialen Flügel. Oder wie ihr „Leader“ es am Montag im *Wort* ausdrückte: „In meinen Augen hat die CSV keine Flügel.“ ●



Déi mam Lydie

IIII Peter Feist

Vor 25 Jahren schoss die DP das Projekt *Bus-Tram-Bunn* ab. Heute muss sie aufpassen, nicht wie ein Mobilitätsproblem auszusehen



Lydie Polfer und Yuriko Backes auf der DP-Party nach den Gemeindewahlen

Patrick Goldschmidt hatte Glück. Als er am Mittwoch vergangener Woche neben Hauptstadt-Bürgermeisterin Lydie Polfer saß und die beiden Liberalen der Presse den *Mobilitéitsplang* der Stadt vorstellten, drückte der Verkehrsschöffe sich verquer aus. Aber nur das *Radio 100,7* verbreitete dieses Detail anschließend: „Et kéint een dann domat rechnen, datt den Tram deshalb nëmmen nach all sechs bis acht Minute wäert fueren. Och an de Stousszäiten, esou nach de Patrick Goldschmidt.“

Schon diese Zahlen waren Sprengstoff. Heute fahren die Tram-Züge tagsüber alle vier Minuten. In den Stoßzeiten kann montags bis freitags sogar ein Drei-Minuten-Takt drin sein. Ein Takt von sechs bis acht Minuten wäre eine klare Verschlechterung der Qualität.

Diese Aussicht bekam noch eine politische Note. Goldschmidt brachte sie in Zusammenhang mit einem Stück Schienenstrang, gegen das der Schöffenrat, genauer: die Bürgermeisterin, sich nach Kräften wehrt – eine Strecke vom Kreisverkehr Schuman über die Avenue de la Porte-Neuve (die *Neipuertsgaass*) zum Boulevard Royal.

Patrick Goldschmidt präzierte: „Ganz kritesch“ wäre es, stünde diese Straße nicht mehr für den Individualverkehr

zur Verfügung. „Eng Partei“ habe gesagt: Wir brauchen da kein Auto. „Mee ech als Stater kann net deene vum Kierchbiertg oder vum Lampertsbiertg, déi awer mol kënnen op den Auto ugewise sinn, zomudden, fir bis an d’Marie-Thérèse ze fueren.“ Man konnte verstehen: Um es sich mit den Autofahrern nicht zu verderben, soll ein gegenüber heute schlechterer Fahrplankontakt im ganzen Tram-Netz sogar im Berufsverkehr gelten dürfen.

Aber Patrick Goldschmidt hatte Glück. Nur wenige hörten ihm genau zu, und eine derartige Verschlechterung, wie er aus Versehen ankündigte, soll es nicht geben. Keinen Takt von sechs bis acht Minuten im gesamten Tram-Netz und sogar während der Spitzenstunden. Aber so gut wie heute bleiben, soll er anscheinend auch nicht. Jedenfalls nicht überall. Die Dinge sind technisch und politisch komplex. Und nicht ungefährlich für die DP.

Vor 25 Jahren hatten die *Stater* Liberalen mit Lydie Polfer an der Spitze das Bus-Tram-Bunn-Projekt abgelehnt. „Keen Zuch duersch d’Nei Avenue!“ insistierten Polfer und ihr damaliger Infrastrukturschöffe Paul Helminger ab 1998 und bereiteten damit strategisch den Wahlkampf für die Gemeindewahlen 1999 vor. Mit den Bussen gehe es auch, versicherten sie.

Lydie Polfer mit Ko-Spitzenkandidat Patrick Goldschmidt einen Tag vor den Gemeindewahlen vom 11. Juni

Dass es mit den Bussen nicht geht, stellt seit zwanzig Jahren niemand mehr in Frage. Als die Abgeordneten­kammer am 1. Februar ein Finanzierungsgesetz über die ersten beiden Abschnitte einer neuen Tramstrecke verabschiedete, ein Stück auf dem Kirchberg, ein Stück in Hollerich, tat sie das einstimmig. Lange vorbei sind also auch die Zeiten, da die ADR für einen „City-Tunnel“ Reklame machte, durch den die Gleise der CFL die Stadt unterqueren sollten.

Stein des Anstoßes heute ist die *Neipuerts­gaass*. Weiter gedacht, verbindet sich damit die Frage, wie das Tram-Netz insgesamt beschaffen sein soll. Über die *Neipuerts­gaass* entstünde ein zweiter Zugang für die Tram ins Stadtzentrum, neben dem schon bestehenden über die *Stäreplaz*. Im BTB-Projekt *Bus-Tram-Bunn* waren Gleise durch die *Neipuerts­gaass* auch vorgesehen; sie sollten sogar die einzige Verbindung aus der Innenstadt zum Kreisverkehr Schuman sein.

Solange François Bausch (Grüne) Mobilitätsminister war, hatte er versucht, Lydie Polfer ein Ja zur Tram über die *Neipuerts­gaass* und weiter über den Boulevard Royal abzurufen: Einerseits ließe sich nur über diese Trassenführung eine Tram-Verbindung entlang der Arloner Straße zum CHL realisieren. Andererseits mache ein zweiter Zugang ins Zentrum das ganze Tram-Netz widerstandsfähiger gegenüber Störungen und sichere gute Taktfrequenzen. Die Bürgermeisterin blieb unge­rührt. Der letzte öffentliche Wortwechsel zwischen Bausch und ihr trug sich am 1. Februar im Parlament zu, als es um das Finanzierungsgesetz ging, dessen Entwurf François Bausch noch im Mai 2023 deponiert hatte. Der Ex-Minister zählte noch einmal seine Argumente und den Werdegang der Diskussionen auf. Lydie Polfer entgegnete cool: „Hien huet ganz recht gehat mat deem, wat en elo gesot huet: Mir waren net enger Meenung!“

Doch Lydie Polfers „Meenung“ hat das Zeug, zum politischen Risiko für die DP zu werden. Schließlich möchte die DP als

2028 würde die Tram zwischen Bonneweg und Stater Gare nicht mehr alle vier Minuten fahren, sondern alles sechs

moderne Partei wahrgenommen werden. Als eine, die sogar Ökologie so gut kann, dass Xavier Bettel „Klimapremier“ hätte werden können, wenn es am 8. Oktober dafür gereicht hätte. Weil es dafür nicht gereicht hat, soll Yuriko Backes als Mobilitätsministerin zeigen, dass die DP Tram und sanfte Mobilität genauso gut kann wie die Grünen. Kommt der Eindruck auf, dass die *Stater* Liberalen agieren wie ein klientelistischer Club *mam Lydie*, dem das Autovolk näher am Herzen liegt als das mobile Gemeinwohl, stört das. Deshalb wäre Patrick Goldschmidts Ankündigung eines generell und sogar während der Spitzenstunden schlechten Fahrplantakts nur weil Lydie Polfer die Tram durch die *Neipuerts­gaass* nicht will, verheerend gewesen, wenn Goldschmidt das wirklich so gemeint und mehr Presse-Publikum das mitbekommen hätte.

Dabei ist an den sechs bis acht Minuten Tram-Takt etwas dran. Er war einem Powerpoint-Dia zu entnehmen, das Tram-Betreiberin Luxtram am 11. Januar im parlamentarischen Mo-

bilitätsausschuss gezeigt hat. Dort wurde über das Tram-Finanzierungsgesetz gesprochen, das drei Wochen später das Kammerplenum passierte: Die beiden neuen Tram-Abschnitte würden die ersten Teile einer neuen Linie Kirchberg-Hollerich. Der eine Abschnitt wird auf dem Kirchberg von Rout Bréck/Pafendall entlang des Boulevard Konrad Adenauer zum Neubaugebiet Laangfur verlaufen. Der andere würde nach dem Hauptbahnhof in die Hollericher Straße einbiegen, das neue Viertel durchqueren, das auf dem Gelände der ehemaligen Tabakfabrik entsteht, und am Bahnhof Hollerich enden. Baubeginn für die beiden Streckenabschnitte soll 2025 sein, die Fertigstellung ist für Ende 2027/Anfang 2028 geplant.

Geht Laangfur-Hollerich in Betrieb, soll auf dieser Strecke alle acht Minuten eine Tram in jede Richtung fahren. Auf der schon bestehenden Strecke führe 2028 zwischen dem Flughafen und dem Stadion in Cloche d’Or alle sechs Minuten ein Zug in jede Richtung. Weil zwischen Rout Bréck und Gare Centrale beide Linien auf denselben Gleisen unterwegs sein werden, soll dadurch auf dieser „Stammstrecke“ alle drei Minuten und zwanzig Sekunden ein Zug fahren, informierte die Präsentation von Luxtram über die „Exploitation envisagée Horizon 2028“. Das klingt gut, heißt aber auch: Zwischen Bonneweg und Hauptbahnhof, wo heute tagsüber alle vier Minuten ein Zug fährt, wäre es ab 2028 nur alle sechs Minuten einer. Idem auf der Verlängerung vom Stadion her, die am 7. Juli eingeweiht werden soll, und ab dem Flughafen.

Die Frage, warum das so sein muss, hatte Luxtram bis zum Redaktionsschluss dieses Artikels noch nicht beantwortet. Der gegenüber heute offenbar planmäßig schlechtere Takt außerhalb der „Stammstrecke“ passt nicht zu dem Versprechen, das Helge Dorstewitz, bei Luxtram Direktor für neue Linien und ab 1. Juli Generaldirektor, am Freitagabend voriger Woche im *RTL*-Fernsehen machte: „Sie können sicher sein, dass unsere Pläne, wie auch immer sie aussehen, wie auch immer



„Wenn wir den Ausbau richtig staffeln“

Mobilitätsministerin Yuriko Backes (DP) über „die Strecke, die für so viel Aufregung sorgt“

IIII Interview: Peter Feist

d’Land: Frau Backes, Ihr Vorgänger François Bausch (Grüne) stellte vor einer Woche die These auf, die politische Weichenstellung für den Tram-Ausbau laufe darauf hinaus, im Mehrjahreshaushalt des Staats Infrastrukturausgaben einzusparen. Ist das so?

Yuriko Backes: Überhaupt nicht. Das ist Oppositionspolitik. Dass der Tram-Ausbau weitergeht, steht im Koalitionsprogramm der Regierung. Dort steht auch, dass wir das Mobilitätskonzept PNM 2035 übernehmen und damit weiterarbeiten. Die Tram bleibt eine Priorität. Sie ist eine Erfolgsgeschichte und wird weiter ausgebaut. Zu meinen, dass finanziell oder irgendwie sonst etwas zurückgeschraubt würde, entspricht nicht der Realität.

Wenn man vom Kirchberg her einen zweiten Zugang zur Innenstadt über die Neipuerts­gaass und den Boulevard Royal schaffen würde, würde das die Qualität im Netz erhöhen. Wäre das nicht eine Vorbedingung für neue und längere Strecken?

Solche Fragen werden im politischen Komitee besprochen, in dem das Mobilitätsministerium zusammen mit der Stadt Luxemburg und Luxtram sitzt. Was François Bausch wahrscheinlich nicht weiß: In der letzten Komitee-Sitzung hat Luxtram uns die verschiedenen Lösungen gezeigt, an denen sie arbeiten, mit den verschiedenen Erweiterungen. Luxtram hat erklärt, dass der Abschnitt Neipuerts­gaass nicht zwingend notwendig ist bis 2035, wenn wir den Ausbau richtig staffeln. Da haben wir gesagt: Wirklich nötig ist nun die Nord-Süd-Strecke von der Stäreplaz nach Cloche d’Or über die Escher Straße, wie auch die Strecke über die Route d’Arlon zum CHL. Im Koalitionsprogramm steht auch, dass an der schnellen Tram nach Esch gearbeitet wird.

Ich dachte, für die Stadt ist die Nord-Süd-Strecke prioritär, die an der Arloner Straße nicht mehr.

In der Presse stand, Lydie Polfer habe das gesagt, aber das stimmt so nicht. Ich will noch dieses Jahr den Entwurf zum Finanzierungsgesetz für die Strecke entlang der Route d’Arlon im Parlament einreichen. Wir müssen aber realistisch bleiben.

Wir werden auf diesen knapp zwei Kilometern nur schrittweise vorankommen, weil Prozeduren eingehalten werden müssen, weil sich zu gegebener Zeit die Frage nach dem Erwerb von Grundstücken stellt und weil PAPs entlang der Strecke berücksichtigt werden müssen. Und es geht nie so schnell, wie wir es uns oft wünschen.

Aber ist nicht die Strecke entlang der Arloner Straße abhängig davon, dass der Abschnitt Neipuerts­gaass / Boulevard Royal gebaut wird? Weil es technisch schwierig, wenn nicht unmöglich wäre, von der bestehenden Strecke, vom Kirchberg kommend, an der Stäreplaz auf die Arloner Straße einzubiegen?

Wenn wir einen realistischen Zeitplan haben, wann die Strecke entlang de Route d’Arlon in Betrieb gehen kann, müssen wir eine geometrische Lösung finden, um die Tramlinie aus der Route d’Arlon möglichst sinnvoll in das bestehende Netz einzugliedern. Bisher liegen noch keine einwandfreien Pläne vor, wie das geschehen könnte. Aber daran arbeiten wir.

François Bausch sagt, es gebe fertige Pläne der Neipuerts­gaass. Er sei zehn Jahre lang Minister gewesen und kenne die Studien von Luxtram.

Ja, aber was er wahrscheinlich nicht kennt, ist, was Luxtram uns kürzlich vorgelegt hat. Er ging davon aus, dass der Abschnitt Neipuerts­gaass prioritär gebaut werden müsste, um den Ausbau entlang der Arloner Straße realisieren zu können. Das ist nun nicht mehr der Fall. Die Stadt Luxemburg sieht genau wie ich die Strecke entlang der Arloner Straße und die Nord-Süd-Achse entlang der Escher Straße als prioritär an. Bis zur Inbetriebnahme der zwei Kilometer Tramstrecke auf der Route d’Arlon werden aber noch einige Jahre vergehen, aus den eben genannten Gründen.

Ich denke, es ist vor allem so, dass Lydie Polfer in der Stadt das Auto nicht zu stark einschränken will. Generell nicht und entlang der Neipuerts­gaass im Besonderen nicht.

Da hat sie auch recht, denn es gibt nicht mehr viele Zugänge in die Stadt mit dem Auto. Die Neipuerts­gaass ist einer

der wenigen Zugänge, über die man mit dem Auto noch reinkommt. Zwischen François Bausch und Lydie Polfer bestanden dazu unterschiedliche Sichtweisen. Nun bin ich Ministerin.

Und Sie haben mehr Verständnis für das Auto und für Ihre Parteikollegin.

Nein, ich schaue mir alles ganz genau an und möchte genau erklärt haben, was für Einschnitte es gibt und was sie bedeuten. Ich will noch mehr Details haben über die Strecke, die für so viel Aufregung sorgt. Zum Beispiel ist die Rede davon, dass die Fußwege an der Neipuerts­gaass nicht zu schmal sein dürfen. Es müssen Busse da durchfahren. Die Straße ist ja nicht breit. Da gibt es Beschränkungen.

Ab 2028 soll es auf dem Kirchberg eine zweite Tram-Linie geben. Sie soll in der ersten Phase vom neuen Wohnviertel Laangfur am Boulevard Adenauer entlang Richtung Zentrum führen und vor dem Halt Roud Bréck/Pafendall in die bestehende Strecke einmünden. Zwangsläufig wird dadurch dort mehr Verkehr herrschen. Zu welcher Verschlechterung im Takt muss es dann kommen, wenn der Abschnitt Neipuerts­gaass nicht für Entlastung im Netz sorgt?

Es wird keine Verschlechterung der Taktfrequenz im Zentrum geben, das ist gar nicht vorgesehen. Hier würde die Neipuerts­gaass nicht zu Entlastungen führen. Ich kann mich natürlich nur darauf berufen, was Luxtram mir gesagt hat. Ich habe mich die letzten fünf Monate mit sämtlichen Thematiken intensiv vertraut gemacht, auch mit der Tram. Es ist keine Rede davon, den Takt im Zentrum zu verschlechtern. Im Gegenteil, wir versuchen alles, um ihn zu verbessern.

Wenn die Tram ab 2028 auf zwei Linien vom Kirchberg Richtung Hamilius fährt und während der Schueberfouer steht nur ein Gleis zur Verfügung, würde aber auf jeden Fall das zum Problem, oder?

Da schauen wir, was wir machen können. Die Gespräche mit der Stadt Luxemburg dazu laufen ganz gut. ●



Tram-Baustelle
in Howald

wir sie umsetzen, keine Verschlechterung unserer Services beinhalten, sondern mindestens die Beibehaltung der Qualität oder im Idealfall eine Verbesserung.“

Dorstewitz hatte sich kurz im Fernsehen geäußert, nachdem die Grünen mit François Bausch an der Spitze Stunden zuvor eine Pressekonferenz gegeben hatten. Bausch weiß natürlich, wie delikate die Situation für die DP ist, und nutzt das gegen sie aus. Lydie Polfer und Patrick Goldschmidt schienen vergangenen Mittwoch Yuriko Backes zu widersprechen, als sie erklärten, eine Tram-Strecke entlang der Arloner Straße zum CHL sei für den Schöfferrat „nicht mehr so prioritär“. Backes hatte Anfang März in einem Wort-Interview gesagt, die Strecke habe „Priorität“ für sie. Das Hin und Her hat selbstverständlich damit zu tun, dass in den Planungen zu dieser Strecke unter François Bausch die *Neipuertsqaass* enthalten war. Mittlerweile legt die Ministerin Wert darauf zu betonen, sie sei sich mit der Stadt einig und der Schienenweg zum CHL habe dieselbe Priorität wie einer von der *Stäreplaz* entlang der Escher Straße zur Cloche d’Or (siehe das Interview auf S. 4). Bausch hatte vor einer Woche erklärt, die Strecke entlang der Escher Straße sei noch schwieriger zu realisieren als die entlang der Arloner Straße; zu diesem Vorhaben gebe es noch nicht mal „Vorstudien“. Er wisse das, „schließlich war ich zehn Jahre lang Minister“, und diese Strecke nach vorne zu stellen, komme der Versicherung gleich, „dass in den nächsten fünf Jahren nichts geschieht“.

Für so einen Vorwurf muss Bauschs Nachfolgerin natürlich sensibel sein. Fragt sich natürlich, was genau es heißt, wenn Yuriko Backes sich mit der Stadt nun „einig“ sein will über die „Priorität“ einer Linie entlang der Arloner Straße. Dass Lydie Polfer plötzlich für die Tram in der *Neipuertsqaass* ist, heißt es wahrscheinlich nicht. Eher, dass weder sie noch Backes sich politisch schon festlegen wollen. Vielleicht ließe sich ja entscheiden, den Straßenverkehr in der *Neipuertsqaass* auf einer Spur beizubehalten. Oder vielleicht ein Stück vom Park zu opfern; im Wesentlichen wären das drei große und alte Bäume. Einfach darauf zu vertrauen, dass alles noch Zeit hat, wäre dagegen trügerisch: Allein zur Planung der neuen Strecke wären ein paar Jahre nötig.

Und BTB lehrt, was für Probleme ein Minister sich einhandeln kann, wenn er den politischen Vorlieben Lydie Polfers nachgibt. Als die *Stater* DP vor einem Vierteljahrhundert öffentlichkeitswirksam das BTB-Projekt ablehnte, half ihr das, die Macht nach den Gemeindewahlen vom Oktober 1999 zu halten. Vier Monate zuvor aber hatten die Liberalen die LSAP

Die Neipuertsqaass stand auch im BTB-Projekt. Ihretwegen schoss Henri Grethen es damals nicht ab

als Koalitionspartnerin der CSV in der Regierung abgelöst. BTB war nicht mehr das Projekt der sozialistischen Transportministerin Mady Delvaux, nun musste der Liberale Henri Grethen damit umgehen. Er nahm natürlich Rücksicht auf die Position der *Stater* und legte BTB zunächst auf Eis.

Allerdings kam er nicht daran vorbei, dass vor allem im Berufsverkehr immer mehr Pendler/innen aus dem Inland und dem nahen Ausland mit dem Auto in die Stadt fuhren. Paul Helminger, Polfers Nachfolger als Bürgermeister, kam daran ebenfalls nicht vorbei. Technisch zusätzlich kompliziert wurde alles dadurch, dass BTB keine Straßenbahn zum Ziel hatte, wie sie heute fährt. Sondern eine „Regionalbahn“ nach dem Vorbild der Stadt Karlsruhe, die sowohl auf den Gleisen der CFL fahren sollte wie auch auf eigenen Gleisen im Stadtgebiet. Zwei Drittel des Eisenbahn-Passagierverkehrs zwischen Esch im Süden und Diekirch im Norden sollten mit Train-Tram-Zügen erledigt werden.

Polfers Nein zu BTB, an dem seit 1996 geplant worden war, schuf auch ein regionales Mobilitätsproblem. Als Grethen im Jahr 2000 BTB endgültig abschoss, begründete er das nicht damit, dass ein „Zuch duerch d’Nei Avenue“ nicht hingenommen werden könne, oder mit technischen Schwierigkeiten. Dass BTB-Züge durch die *Neipuertsqaass* fahren zu lassen, nicht angehe, war ebenfalls kein Argument. Vielmehr kam eine von Grethen bestellte *étude socio-économique* zu dem Schluss, dass der volkswirtschaftliche Nutzen des BTB-Konzepts nicht erwiesen sei. Inklusive Rollmaterial sollte es 24 Milliarden Franken kosten.

Am Ende aber schoss Henri Grethen nicht BTB ab, sondern nur *den Zuch duerch d’Nei Avenue*. Gemeinsam mit Paul Helminger erdachte er allerhand Kompromisslösungen, um die Regionalbahn doch zu bauen, sogar mit einem Tunnel zwischen Dommeldingen und Kirchberg, nur nicht entlang der Avenue de la Liberté. Realisiert wurde davon nichts, es ging nur Zeit verloren.

Würde sich das wiederholen, könnte wahr werden, was der vorige Woche veröffentlichte *Stater* Mobilitätsplan in unständlichen Worten erzählt: dass die Hauptstadt am Autoverkehr zu ersticken droht, falls bis 2035 die Einwohnerzahl auf 180 000 zunimmt, die Zahl der Arbeitsplätze um 30 Prozent auf 218 000 wächst und es im Vergleich zu 2020 ein Viertel mehr Berufspendler gibt (160 000). Der DP-CSV-Schöfferrat scheint davor jedoch schon insofern resignieren zu wollen, als die Bürgermeisterin in ihrer Schöfferratserklärung nach den letzten Gemeindewahlen den Anteil des Autoverkehrs an den Bewegungen von A nach B in der Stadt auf 40 Prozent senken wollte, während es laut Mobilitätsplan 49 Prozent sein sollen. Auf Seite 68 steht eine Art Offenbarungseid zur Tram: Zwischen Hauptbahnhof und Hamilius werde sich das Fahrgastaufkommen bis 2035 gegenüber dem von 2020 verdoppeln. Auf der „Stammstrecke“ sei dann ein besserer Takt als vier Minuten nicht drin. Ob eine Tram in der *Neipuertsqaass* daran etwas ändern würde, wird nicht erwähnt, denn der Plan entstand im Auftrag des Schöfferrats. Doch wenn Luxtram offenbar davon ausgeht, dass außerhalb der Stammstrecke der Takt schlechter werden muss, wenn ab 2028 zusätzliche Fahrten vom Kirchberg und aus Hollerich ins Netz kommen, und wenn die Mobilitätsministerin nur versichert, „im Zentrum“ werde der Takt nicht schlechter, dann scheint das Tram-Netz demnächst an ein Limit zu geraten.

Falls das Entscheidungen gegen das Auto bedingt, dürfte viel davon abhängen, wie Yuriko Backes sich gegen Lydie Polfer durchsetzt, denn je mehr die Stadt demografisch und wirtschaftlich wächst, desto nationaler wirkt sich das aus. Klar ist, dass die Zahl der aufs Auto Konzentrierten an der Bevölkerung der Stadt abnimmt. Welche Rolle politische Rolle der Mobilitätsschöffe dabei einzunehmen versteht, der 2029 gern Bürgermeister würde, könnte stark über seine Aussichten darauf entscheiden. Und geht in den nächsten Jahren in der Stadt mobilitätspolitisch etwas richtig schief, spielt das nicht nur der lokalen Opposition in die Hände, sondern innerhalb der *Stater* DP Corinne Cahen, der Radfahrerin. ●

B L O G



POLITIK

Kommunikator gesucht

103 der insgesamt rund 600 parlamentarischen Anfragen, die seit Beginn der Legislaturperiode gestellt wurden, richten sich an CSV-Innenminister Léon Gloden, davon 17 alleine wegen des Bettelverbots. Nur die DP-Ministerin für Verteidigung, Mobilität, öffentliche Arbeiten und Gleichstellung, Yuriko Backes, musste bisher noch mehr Anfragen bearbeiten (105). An dritter Stelle folgt CSV-Gesundheits- und Sozialministerin Martine Deprez (87). Die wenigsten Anfragen erhielten DP-Hochschul- und Digitalisierungsministerin Stéphanie Obertin (10), DP-Kulturminister Eric Thill (12), CSV-Agrarministerin Martine Hansen (29) und DP-Außenminister Xavier Bettel (30). Im Gegensatz zu

Léon Gloden (Foto: sb) verfügt Yuriko Backes über ein umfangreiches und erfahrenes Team an Öffentlichkeitsbeauftragten. Léon Gloden sucht noch – per Stellenanzeige auf *Govjobs.lu*. Nachdem Taina Bofferdings Kommunikationsbeauftragte nach dem Regierungswechsel mit ihr das Innenministerium verließen, hat Gloden bislang lediglich einen Kommunikationskoordinator ernannt. Leicht dürfte es für ihn nicht werden, einen neuen *chargé de communication* zu finden, denn um glaubwürdig kommunizieren zu können, sollte er oder sie die politischen Ansichten des Ministers teilen. Da laut Politmonitor lediglich 44 Prozent der Bevölkerung das Bettelverbot unterstützen, kommt über die Hälfte der potenziellen Bewerber a priori wohl nicht in Frage. ^{LL}

Intercultural Washing

Vergangene Woche unterzeichneten die ersten 13 Gemeinden den „Gemengepakt vum interkulturellen Zesummeliewen“ (*Pacte communal du vivre-ensemble interculturel*), der mit dem Gesetz vom 23. August 2023

geschaffen wurde, um auf staatlicher und kommunaler Ebene die Inklusion zu fördern und gegen Rassismus und andere Formen von Diskriminierung vorzugehen. Vereinigungen wie die Asti oder das Clae bezeichnen das von der ehemaligen DP-Integrationsministerin Corinne Cahen initiierte Gesetz im Hinblick auf die gewählte Terminologie zwar als Paradigmenwechsel, hinsichtlich seines Inhalts jedoch als „enttäuschend“ (*d’Land*, 21.7.2023). Tatsächlich verspricht es Gemeinden, die den „Pakt“ eingehen und sich dazu verpflichten, Workshops und Aktionen zu planen und dafür einen eigenen Koordinator einstellen, staatliche Zuschüsse von bis zu 40 000 Euro jährlich. Weil das Gesetz aber keine verbindlichen Ziele setzt, könnte der Pakt am Ende vor allem ein symbolischpolitischer sein. Neben Bettemburg, Differdingen, Junglinster, Kehlen, Leudelingen, Niederanven, Roeser, Sanem, Schüttringen, Steinfort, Strassen und Wiltz gehört zu den 13 ersten Gemeinden, die den Pakt eingegangen sind, auch Hesperingen. Deren CSV-Bürgermeister Marc Lies kann der „Open-Gates-

Politik“ des vorigen LSAP-Außenministers Jean Asselborn bekanntlich nicht viel abgewinnen und verdächtigt Geflüchtete, Hühner zu töten. Sich für seine Entgleisungen zu entschuldigen, fiel ihm schwer. Künftig kann Lies sich rühmen, an der Spitze einer in interkulturellen Angelegenheiten vorbildlichen Gemeinde zu stehen. ^{LL}

PERSONALIEN

Pascal Ricquier,

pensionierter Polizist, langjähriger Präsident der Polizeigewerkschaft SNPGL und Kandidat bei den Kammerwahlen, hat beschlossen, seine Mitgliedschaft bei der CSV zu kündigen, berichtete am Mittwoch das *Tageblatt*. Im Juni 2023 hatte der damalige Ko-Parteipräsident Claude Wiseler (Foto: Olivier Halmes) ihn für die Kammerwahlen rekrutiert, um sich die Stimmen von Polizist/innen zu sichern, aber wohl auch, weil Ricquiers Ansichten zur inneren Sicherheit mit denen der CSV-Hardliner Laurent Mosar und Léon Gloden größtenteils übereinstimmten. Auf der CSV-Liste im Südbezirk



wurde Ricquier nur Fünftletztter, was aber unerheblich sei, denn Wiseler habe ihm vor den Wahlen einen Posten als Regierungsrat versprochen, sollte die CSV wieder an die Macht kommen, vertraute Ricquier dem *Tageblatt* an. Nach seiner Verteidigung sei der neue Innenminister jedoch von dieser Idee „nicht sonderlich begeistert“ gewesen. Was vielleicht auch daran liegt, dass der bourgeoise Gloden mit einem unbequemen und unberechenbaren Raubein wie Ricquier wenig anfangen kann. Nach seinem Amtsantritt habe der Polizeigewerkschafter dem neuen Minister geraten, beim Bettelverbot „mit einer positiven Aktion“ zu beginnen, und ihn gewarnt, die von CSV und DP im Wahlkampf propagierte und im Koalitionsabkommen verankerte Einführung einer kommunalen Polizei stehe „rechtlich auf wackeligen Füßen“, erzählt Ricquier, der seit seiner Pensionierung als Fitnesstrainer arbeitet, Klavierunterricht nimmt und für das *Tageblatt* in seinem Wohnzimmer vor einer Buddha-Statue posierte. Als SNPGL-Präsident war Ricquier durchaus streitbar, ein früherer Armeegeneral und Mitglieder der Polizeiführung hatten Anzeige wegen Beleidigung gegen ihn erstattet. ^{LL}

Blanche Weber,

seit über 20 Jahren Präsidentin des Mouvement écologique, kritisierte am Mittwoch im *100,7* die neue CSV-DP-Regierung, weil sie über Umwelt und Biodiversität nur im Zusammenhang mit Prozeduren rede und rügte CSV-Premierminister Luc Frieden für seine Aussagen zur Nuklearenergie. Gleichzeitig attestierte sie den beiden Regierungsparteien, dass in ihren

Wahlprogrammen und auch im Koalitionsabkommen „eng ganz Rei Mesüren“ stünden, „déi an déi richteg Richtung“ gingen. Diese Aussage überrascht, denn die Plattform Votum Klima, der auch das Méco angehört, hatte Anfang Oktober noch festgestellt, dass das CSV-Wahlprogramm sich nur bis zu 25 Prozent, das der DP bis zu 50 Prozent mit ihren Forderungen deckt – mit den Programmen von LSAP und Grünen war die Übereinstimmung wesentlich größer. Anfang März bemängelte Votum Klima in einer ersten Zwischenbilanz der Regierungsarbeit, auch das CSV-DP-Koalitionsabkommen werde den Anforderungen an den Klimawandel nicht gerecht. ^{LL}

EUROPAAWAHL

Wir sind das Volk

Nachdem die aus den Coronaprotesten hervorgegangene Kleinpartei Mir d’Vollek um den Berufsjournalisten der *Zeitung vum Lëtzebuurger Vollek*, Jean-Marie Jacoby, und dem wegen Beleidigung verurteilten Ex-Piraten Peter Freitag bei den Gemeindewahlen im Juni nicht einmal ein Prozent der Stimmen in der Hauptstadt sammeln konnte, war sie zu den Kammerwahlen gar nicht erst angetreten. Für die Europawahlen haben Jacoby und Freitag nun vier Kandidaten gefunden, die ihr antieuropäisches, prorussisches Programm unterstützen, darunter Tom Helbach, der im Juni für die ADR in der Gemeinde Sanem und im Oktober für Roy Redings Liberté im Süden angetreten war. ^{LL}

|||||

Pacta sintne servanda?

||||| Peter Feist

Nicht unerwartet regt die Ankündigung von Finanzminister Gilles Roth (CSV), Gehaltskosten beim Staat einsparen zu wollen, interessierte Kreise zu Vorschlägen an. Die Handwerkskammer stellt in ihrem Gutachten zum Mehrjahreshaushalt fest, dass zwischen 2024 und 2027 bei „politique inchangée“ die Gehälterausgaben im gesamten öffentlichen Sektor um durchschnittlich sechs Prozent jährlich wachsen würden und damit besonders stark. Hatte Gilles Roth in seiner *Budgetsried* vor vier Wochen angedeutet, dass die Rekrutierung für den Staatsdienst sich ändern müsse, ist die Handwerkskammer der Meinung, „que le système de rémunération (très attractif) du secteur public devrait être lié à la performance des collaborateurs“.

Zwar scheint sie sich nicht sicher zu sein, ob sie den öffentlichen Sektor insgesamt meint oder den Staatsdienst, wenn sie schreibt: „Une meilleure évaluation de la performance aurait comme effet de dynamiser davantage la fonction publique.“ Doch da Letztere Teil des öffentlichen Sektors ist und der Ende 2022 mit der CGFP abgeschlossene Gehältervertrag das 2015 eingeführte Bewertungssystem für Staatsbeamte wieder abgeschafft und nur für Anwärter auf eine Verbeamtung beibehalten hat, gelingt die politische Provokation auch so.

In eine ähnliche Richtung, aber viel vorsichtiger, hatte vorige Woche der Präsident des Conseil national des finances publiques, Romain Bausch, auf einer Pressekonferenz über die Gehaltskosten beim Staat reflektiert: „Vielleicht“

könnte man „die Verwaltungen effizienter machen und jeder Einzelne ein bisschen mehr zum Arbeitsergebnis beitragen“.

Die Berufskammer der Staatsbeamten und Staatsangestellten (CHEP) erklärt in ihrer Stellungnahme ihre „Zurückhaltung“ gegenüber einer „réduction irrationnelle des dépenses nécessaires, mettant en cause le bon fonctionnement des services publics (au niveau national, mais aussi au vu des engagements internationaux du Luxembourg qui ne cessent d’augmenter)“. Das bezieht sich auf Gilles Roths Bemerkungen zur Rekrutierung. Am Ende der Stellungnahme warnt die CHEP aber vor dem „non-respect par le gouvernement des dispositions prévues par les accords salariaux qui l’engagent“.

Dass das Bewertungssystem wieder eingeführt wird, um zu sparen, ist unwahrscheinlich. CSV-Beamtenminister Serge Wilmes lässt an einem Gesetzentwurf arbeiten, der es formell abschafft; bis auf die Evaluierung der Berufsmilitärs, die in den Augen der CGFP das Prinzip *pacta sunt servanda* bricht. Dieser Konflikt dürfte der Regierung reichen. Gegen „zu attraktive“ Gehälter im öffentlichen Sektor argumentiert die Handwerkskammer, wie auch die Handwerkerförderung nicht erst jetzt. Doch weil eine „andere Politik“ sich im Haushaltsentwurf 2025 und dem nächsten Mehrjahresentwurf niederschlagen müsste und beide im Oktober deponiert werden, dürften bis dahin noch weitere Vorschläge zur Senkung der Gehälterausgaben laut werden. ●



IIII Bernard Thomas

Metty Steinmetz, le nouveau président de la CSJ, est un jeune homme sérieux et prudent. Lorsqu'on lui demande de citer un point de désaccord avec le parti mère, il hésite pendant cinq à six secondes. Il serait « actuellement d'accord » avec la politique menée... La question serait « encore prématurée ». Quel est le politicien ou la politicienne CSV qui l'a le plus marqué ? « Cela dépend toujours du sujet... » Lors du référendum de 2015, a-t-il voté « oui » ou « non » à l'ouverture du droit de vote aux étrangers ? « Je pense avoir voté oui... », avance-t-il. Puis de confirmer : « Si, si, j'ai voté oui ». Le cumul des mandats de Frieden, chef du gouvernement et du parti, risque-t-il de dégrader le CSV en « Kanzlerwahlverein » ? Non, ce risque, il ne le verrait pas. Luc Frieden chercherait toujours « le dialogue avec les jeunes ». Âgé de trente ans, Metty Steinmetz a déjà tout du politicien téflon. Il a été élu à la présidence de la Jeunesse chrétienne-sociale (CSJ) début mars – avec un score de 98 pour cent, sans contre-candidature. C'est sa première interview de presse, et ses réponses restent très lisses.

Le nouveau président de la CSJ (tout comme celui du CSV) est issu de la Chambre de commerce. Entre janvier 2022 et mars 2023, Metty Steinmetz a d'ailleurs travaillé pour Luc Frieden à Bruxelles, en tant que « junior public affairs and communication advisor ». L'éphémère Grand-Duc du patronat luxembourgeois, en quête permanente de postes plus ou moins prestigieux, avait pris la présidence d'Eurochambres, la fédération européenne des chambres de commerce. (Le vrai travail de lobbying est assuré par BusinessEurope, disposant d'une toute autre puissance de feu.)

Metty Steinmetz dit ne pas avoir connu personnellement Luc Frieden avant de commencer à travailler pour lui. Cela aurait été un pur fruit du « hasard ». Lorsqu'il postulait à l'offre (publiée par

la Chambre de commerce) pour un poste à Bruxelles, il n'aurait pas été au courant que Frieden allait devenir président d'Eurochambres. Il préparait les briefings, « en échange régulier » avec Frieden, qu'il a accompagné à « une ou deux réunions externes » et qu'il décrit comme « très ouvert » et « accueillant » : « Net sou wéi dat wat soss iwwert hie gesot ginn ass ».

Steinmetz a pris sa carte fin 2014. Il avait fait son entrée au CSV via des stages d'été à la fraction parlementaire. Étudiant en sciences politiques à Vienne, il aurait voulu voir « comment fonctionne la machinerie ». Le CSV se trouvait alors au bout du rouleau : Juncker s'apprêtait à prendre la sortie bruxelloise, Frieden s'était expatrié à Londres. Steinmetz se rappelle, lui, une « spannend Zäit ».

Metty (« Mathias » sur le passeport) Steinmetz est né en 1993, et a grandi dans le village de Rosport. (Depuis son retour de Bruxelles, il y a huit mois, il y vit de nouveau, chez ses parents.) Il se décrit comme « petit dernier » d'une fratrie de quatre ; ses frères et sa sœur ont onze, douze et treize ans de plus que lui. Ses parents auraient eu « une légère affinité » pour le CSV, dit-il. Sa mère était femme au foyer, son père fonctionnaire dans la carrière inférieure. Les dernières années avant sa retraite, il s'occupait notamment des jardins entourant l'Orangerie d'Echternach.

Steinmetz a fréquenté le Lycée classique d'Echternach, dont fait partie le bâtiment de l'Orangerie. Il s'y distinguait des autres élèves par son style vestimentaire. « Il s'habillait comme un adulte », se rappelle Ricardo Marques, politicien CSV d'Echternach et d'un an l'ainé de Steinmetz. Ce dernier aurait toujours donné l'impression de savoir « wou hien drun ass ». Steinmetz se rappelle avoir été « extrêmement impressionné » par l'ancienne abbaye, sa salle des glaces, ses jardins, son réfectoire, qui héberge le lycée. Ricardo Marques,

par ailleurs psychologue au ministère de l'Éducation, estime que cet environnement aurait un impact sur ses occupants : « Dat schweesst d'Leit zesummen ». La preuve : Le Kolléisch d'Echternach serait le lycée « avec le moins de vandalisme ». Steinmetz s'est peu investi dans la vie associative locale. Mélomane, il n'a pas opté pour un instrument de fanfare, mais pour le violon. Jeune lycéen, il chante au Kannerchouer Consdorf, étudiant, il rejoint le Wiener Domchor, de retour au pays, il adhère au Chœur de chambre de Luxembourg, un des meilleurs ensembles du pays.

Metty Steinmetz n'est pas issu d'une famille de notables. Cela constitue un désavantage électoral, surtout dans une circonscription qui reste dominée par des « fils et filles de ». Le père de Léon Gloden (CSV) était notaire, celui de Carole Hartmann (DP) conseiller communal, celui de Lex Delles (DP) bourgmestre, celui d'Alexandra Schoos (ADR) président de parti, celui de Paulette Lenert (LSAP) secrétaire du CSV « Bezierk Osten ». L'oncle de Stéphanie Weydert (CSV) était maire, celui de Chantal Gary (Déi Gréng) ministre. Quant à Octavie Modert (CSV), elle est la fille d'une politicienne CSV.

Metty Steinmetz a soigné un profil de technocrate, alignant les stages dans la bulle bruxelloise, cimentant son CV par un master au Collège d'Europe à Bruges, usine à cadres et lieu de réseautage pour les futurs technocrates européens. « Il vise la politique européenne depuis tout petit », dit Ricardo Marques. « C'était toujours son dada », confirme Stéphanie Weydert, députée-maire de Rosport-Mompach. Fin 2020, Metty Steinmetz se fait désigner « secrétaire international » de la CSJ, et commence à courir les réunions du Yepp (acronyme anglais des Jeunes du Parti populaire européen.) Son « adjoint » était Philippe Frieden, fils de l'actuel Premier, qui ne figure plus au nouveau comité national de la CSJ, trop pris par ses activités d'avocat spécialisé en fusions-acquisitions à Paris.

Il y a quatre semaines, au congrès national du CSV, Steinmetz se faisait introduire par le maître des cérémonies Félix Eischen : « Ech hu mir soe gelooss, du häss ee relativ strammt... gutt vernetzt... euh... Netzwierk... » Le candidat aux européennes était visiblement content de cette introduction : « Jo, dat hues de richtig gesinn ». Au cours des réunions des Jeunes du Parti populaire européen, il aurait « tissé son réseau » : « Wat ganz interessant ass ». Aux délégués du congrès, il se recommandait par sa spécialisation académique dans « la lutte contre le terrorisme, la sécurité d'État et la déradicalisation ». Son mémoire, soutenu en 2020 au Collège d'Europe, porte sur les « réformes du secteur de sécurité » en Tunisie depuis le printemps arabe. Steinmetz y met l'accent sur l'aspect économique : « The lack of economic perspectives plays into the hands of terrorist groups, as people risk becoming radicalized and are therefore easy to recruit by diverse jihadist groups ». La stabilité économique créerait donc une situation « win-win » : « The population is probably more likely to support certain more unpopular reforms in the country. »

Steinmetz travaille dans la communication à la Chambre de commerce, une institution de droit public. Au congrès du CSV, il se présentait comme quelqu'un venant du « terrain », connaissant les réalités du privé. Il faudrait réduire « les obstacles administratifs » qui entraveraient les créateurs de richesses, disait-il, s'appropriant ainsi le leitmotiv friedienien. Luc Frieden s'aligne, lui, sur son jumeau allemand, Friedrich Merz. Que ce soit sur Israël, la recherche nucléaire ou le « modèle Rwanda », le CSV suit le *lead* de la CDU. Les conservateurs allemands viennent de pondre un nouveau *Grundsatzprogramm*, censé aiguiser leur profil. La recette de Merz ressemble singulièrement à celle employée par Frieden. Mélangez une « attraktive Unternehmenssteuer », avec la promesse de « weniger Regulierung » et de « schnellere Planungsverfahren ». Ajoutez une prise de sécuritaire (« Unsere Sicherheitsstrategie heißt : Null Toleranz ! »). Beurrez le plat avec des incitatifs fiscaux pour les « Leistungsträger » (lisez : « talents »). Mélangez avec du populisme anti-écolo jusqu'à épaississement, et servez.

Le nouveau président de la CSJ, Metty Steinmetz, présente un profil de technocrate très similaire à celui cultivé par le nouveau président du CSV, Luc Frieden

Sur deux points, la nouvelle ligne de la CDU marque une rupture programmatique avec les années Merkel. Cela commence par le nucléaire : « Dem Klimawandel begegnen wir technologieoffen. [...] Wir können derzeit nicht auf die Option Kernkraft verzichten ». Cela continue avec les migrations : La CDU revendique l'outsourcing des procédures d'asile vers des « pays-tiers sûrs », une externalisation que prônent également les Tories (via le Rwanda) et les Fratelli d'Italia (via l'Albanie). Or, c'est justement sur ces deux questions, la recherche nucléaire et les procédures d'asile, que Luc Frieden tente de déplacer le curseur du débat, revendiquant une approche « moins idéologique » pour la première, « plus nuancée » pour la seconde.

De simples malentendus, selon Metty Steinmetz, le Premier ministre aurait été mal compris, voire mal cité. Il aurait simplement expliqué que le Luxembourg « ne bloquerait pas » les investissements d'autres pays dans la recherche nucléaire. Quant au modèle Rwanda, le CSV y aurait été opposé « depuis le début », rappelle Steinmetz. Il ne verrait pas le parti sous Luc Frieden prendre cette direction. Et quid des déclarations sur Victor Orbán dont Frieden disait vouloir « mieux comprendre les positions » ? Le Premier ministre serait « tout nouveau à son poste », il aurait donc exprimé le souhait « légitime » d'apprendre à mieux connaître ses homologues.

La CSJ est une salle d'attente du pouvoir. En amont des transitions, les jeunes ambitieux s'impatientent, et osent bousculer les patriarches vieillissants. En 1979, le président de la CSJ, Jean-Claude Juncker, présente la Jeunesse chrétienne-sociale comme « levain dans la pâte du CSV », et se démarque des milieux cléricaux. En 1994, le duo dirigeant Laurent Zeimet et Pierre Lorang revendique de la « fräsch Loft », et s'offusque de la « lähmende Selbstgefälligkeit » qui aurait « enroutillé » la machinerie du parti. Après la bérézina de 2013, Serge Wilmes pousse au « renouveau », puis plaide pour le « oui » au droit de vote des étrangers, deux ans plus tard.

Ces dix dernières années, l'attente s'était faite longue à la CSJ. Les moins de 34 ans (âge limite pour y avoir un mandat) voyaient leurs plans de carrière buter sur un nouveau bloc des gauches. La « sous-organisation » du CSV était passée dans le camp de perdants. « Ce n'était pas forcément le club le plus cool », se rappelait Elisabeth Margue, lors du dernier congrès de la CSJ. L'implosion électorale des Verts a ouvert les portes du purgatoire en 2023. Elisabeth Margue et Serge Wilmes sont entrés au gouvernement, Alex Donnersbach, Charel Weiler, Stéphanie Weydert et Françoise Kemp ont pris place à la Chambre des députés ; Martine Kemp s'est vue propulsée au Parlement européen. Quant à Christophe Hansen, le poste de commissaire européen lui est promis, même si la candidature de Nicolas Schmit compliquera l'équation. Les jeunes ambitieux ont été bien servis. Ils savent se montrer reconnaissants, et se conforment à la nouvelle hégémonie friedienienne. ●



De Kiki stierzt de Feyder

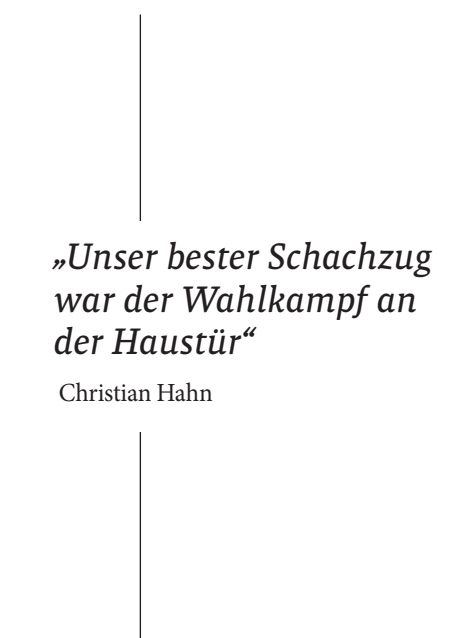
IIII Stéphanie Majerus

Neuer Präsident der Landwirtschaftskammer ist Christian Hahn. Ende Dezember gab seine Gruppierung die Teilnahme an den Kammerwahlen bekannt. Wie konnte der Wahlkampf so kurzfristig gelingen?

Als die Bauernzentrale entschied, allein in den Wahlkampf, um die Mandate in der Landwirtschaftskammer zu ziehen, existierte ihr eigentlicher Kontrahent noch nicht. Der 2 000 Mitglieder starke und älteste Bauernverband dachte, er würde gegen die deutlich kleinere Bauernallianz und den Fräie Lëtzebuurger Bauer (FLB) antreten. Zudem hatte er seit seinem Bestehen schon immer den Vorsitz der Kammer inne. Im Winter jedoch formierte sich die Liste „Aktiv Bauern fir eng staark Landwirtschaft“ unter der Leitung von Christian Hahn und Marc Roeder. Sie vereint Personen, die aus dem Umfeld der Landjugend a Jongbauere stammen. Als das *Land* Christian Hahn Anfang Februar kontaktierte, schien die ad hoc zusammengetrommelte Liste an ihrem improvisierten Charakter scheitern zu können. Hahn sprach von einer Wahlkampagne, die über *Facebook* laufe und zwei Wahlversammlungen. Ein ausgefeiltes Wahlprogramm lag nicht vor; eher ein paar Forderungen in Form von deutungsoffenen Schlagwörtern. Ob das reichen würde, um ein akzeptables Resultat einzufahren? Doch es sollte anders kommen. Die Liste Aktiv Bauern konnte sich am 14. März fünf Sitze sichern und ihre Nummer eins, Christian Hahn, rund 1 300 Stimmen. Damit lag sie gleich hinter der Bauernzentrale und vor dem Zusammenschluss aus Bauernallianz und die FLB, unter dem Namen Zesumme méi staark gemeinsam antraten.

Bei einem Besuch in Roodt (Gemeinde Ell, Kanton Redingen) blickt der vierzigjährige Christian Hahn – Kiki genannt – auf den Wahlkampf zurück. „Mir hunn immens vun de Soziale Medie profitéiert“, meint er. Die Altersstruktur bedinge, dass Mitglieder der Liste *digital natives* sind: Zwei Zweiundzwanzigjährige sind auf der Liste vertreten, die älteste Person ist 54. Viele haben die Posts der Liste gleichzeitig auf *Facebook* und *Instagram* geteilt. „Und hier gab es viel Zuspruch.“ Während personalisierte *Facebook*-Posts zur Wahlkampagne von Aktiv Bauern im Schnitt vierzigmal geliked und zwanzigmal geteilt wurden, wurden die Wahlwerbevideos der Bauernzentrale nur vier- bis fünfmal geliked. Weil der älteren Generation auffiel, dass die Jüngeren reichlich Zeit im Internet verbringen, nennen sie manche „d’Internetbauern“. In ihren Gewerkschaftsstrukturen leidet die Bauernzentrale ihrerseits an Nachwuchsproblemen. Zumindest der pensionierte Landwirt Jean-Paul Simon gibt das zu: „Zunächst habe ich Christian Wester gesagt, er solle sich nach jungen Kandidaten umschauen, doch weil junge Landwirte wenig Zeit haben, wurde ich schließlich Kandidat.“ Im Landwirtschaftssektor wurde darüber hinaus gemunkelt, die jungen Landwirte von Aktiv Bauern könnten sich nicht gegen pensionierte Landwirte durchsetzen, die übermäßig am Wahltermin erscheinen würden und bei denen in ihrer Wochenzeitung jeweils freitags für die Kandidaten der Bauernzentrale geworben wird.

Vor zwei Monaten war der intergenerationelle Konflikt gar mit den Händen zu greifen: Der Chefredakteur des *Letzebuurger Bauer*, Laurent Schüssler, kritisierte die Jungbauern und Landjugend dafür, dass sie nach Schengen zu einer Demonstration gefahren waren. Einer der Treffpunkte der Aufständischen habe sich „auf dem Hof eines DP-Abgeordneten“ befunden, schrieb Schüssler und fragte sich, wie Landwirtschafts-



„Unser bester Schachzug war der Wahlkampf an der Haustür“

Christian Hahn

ministerin Martine Hansen wohl dazu stehe. „Die Stimmung beim nächsten CSV-DP-Regierungsrat könnte jedoch hitzig werden“, kommentierte er. Im Dezember entschied die Bauernzentrale aus Zuneigung zu ihrer CSV-Ministerin Hansen nicht an den Protesten ihrer ausländischen Kolleg/innen teilzunehmen. Der Alleingang der Jungbauern gefährde das Bild des Primärsektors, sich „als geschlossene Einheit“ zu präsentieren, so Schüssler. In einem Schreiben reagierten die Jongbauern und sprachen von einem Kammerwahlkampf „auf niedrigstem Niveau“. Sie hätten den Verdacht, „dass aus einem sarkastischen Spötter, eher ein Spalter geworden ist“.

In der Küche, in der das Gespräch mit Christian Hahn stattfindet, ist die Decke gewölbt; von wann genau das Haus stammt, weiß Familie Hahn nicht, – der Großvater hat es erworben. An einem Stein einer ehemaligen Feuerstelle steht das Jahr 1608 eingraviert. Christian Hahns Eltern wohnen hier, er leitet den Hof mittlerweile alleine, hat jedoch einen Festangestellten unter Vertrag. Die Küche ist von unzähligen Hähnen dekoriert, im Hausflur liegen weiß-grün und orange-grün gefleckte Zierkürbisse am Boden. „Aber unser bester Schachzug war der Wahlkampf an der Haustür“, analysiert Christian Hahn, auf dessen Pullover Hard-Rock-Café-Berlin steht. „Vu Bauer zu Bauer“, sei man mit der Kandidat/innen-Broschüre gependelt. „Das war Arbeit.“ Aber über ihre Whatsapp-Gruppe konnten sie sich über den Erfolg dieses Wahlkampfes austauschen und sich gegenseitig motivieren, „sech d’Féiss platt ze lafen“. Hat die Gruppierung sich diese Taktik bei Barack Obama und En Marche abgeschaut? „Nein, die Idee ist aus einer Not heraus entstanden. Über ihre Wochenzeitung besitzt die Bauernzentrale eine Datenbank mit Adressen. Wir haben keine solche Datenbank. Also haben wir uns hierfür entschieden.“ Das Gesamtbudget für die Kampagne belief sich auf 6 000 Euro – „jedes Listenmitglied steuerte 200 Euro hinzu“.

Nach der Auszählung am 18. März verkündete die Bauernzentrale über *Facebook*, Guy Feyder, habe mit 2 345 „mat Ofstand déi meeschte Stëmme krut“. Und mit knapp 40 Prozent der Stimmen bleibe die Liste der Bauernzentrale „Nummer 1“. Zweit und Drittgewählte sind – alle 90 Kandidat/innen zusammengenommen – ebenfalls Mitglieder ihrer Gewerkschaft, nämlich ihr Präsident Christian Wester und Vizepräsident Marc Fisch.

Im *Letzebuurger Bauer* legte die Gewerkschaft nach: Die Wähler wünschen sich, dass die Bauernzentrale „auch in Zukunft den Lead“ übernimmt. Gegenüber *Radio 100,7* urteilte Guy Feyder, er sehe in dem Wahlausgang ein „klares Mandat“ und wolle Präsident der Landwirtschaftskammer bleiben. Warum konnte er sich nicht durchsetzen? Die beiden anderen Bauerngewerkschaft, Allianz und FLB, schlugen letztes Jahr einen unparteiischen Wahlkampf vor, der nicht nach Gewerkschaftsinteressen gegliedert sein sollte. Diesem Vorschlag aber gab die Bauernzentrale einen Korb. Nachdem die Liste „Aktiv Bauern“ ein gutes Wahlresultat einfuhr und Anspruch auf den Präsidentenposten erhob, sprachen sich die Allianz und der FLB in einem Schreiben für Christian Hahn aus. Es sei „eine einmalige Situation“, um „einen Erneuerungsprozess“ einzuläuten. Man dürfe die Jugend nicht verlieren und müsse sie „mit allen Kräften unterstützen“. Ein Kompromiss konnte vor der konstituierenden Sitzung der Kammer am 29. März nicht gefunden werden. In den Tagen vor der Wahl wurde in nach- und vorgelagerten Unternehmen getuschelt, „et ass Zodi bei de Baueren“. Als es zur Wahl kam, trat Guy Feyder nicht an, sondern der Präsident der Bauernzentrale, Christian Wester. Wester nahm eine langjährige und mühsame Gewerkschaftsarbeit auf sich, um letztlich von einer social-media-affinen Jugend überholt zu werden.

Dennoch ist Hahn nicht gänzlich ein Newcomer. Von 2007 bis 2011 war er Vizepräsident der Jongbauern. Diese sind seit der Präsidentschaft von Charles Goerens in den 1970-er-Jahren nicht mehr nur CSV-nah, sondern auch DP-nah. Bis vor den Nationalwahlen im Oktober 2023 präsidierte der jetzige DP-Abgeordnete Luc Emering die Organisation. Nach seiner Zeit als Präsident der Jongbauern wurde Hahn CSV-Mitglied, von 2011 bis 2023 war er Teil des Eller Gemeinderats. Im Landbau zeichnet ihn die Kürbisproduktion als Alleinstellungsmerkmal aus: „Derzeit pflanzen wir auf neun Hektar 200 verschiedene Kürbissorten an.“ Mit vier Saisonarbeitern und Bekannten werden im Herbst bis zu 100 000 Kürbisse geerntet, die an Cactus geliefert oder im Direktverkauf vermarktet werden. Das erste Gespräch mit Cactus fand statt, als Christian Hahn 16 war, aber damals wurde er abgeblockt – „mit 16 nimmt dich niemand ernst“. Daneben baut er Weizen, Gerste, Triticale, Hafer, Dinkel und Mais an. „Ein Teil des Getreides wird verkauft, ein anderer wird an die 60 Milchkühe und 65 Limousins verfüttert“. Auf den Fenstersimsen einer Scheune liegen mehrere Hirschgeweihe. Geht er auf die Jagd? „Nein, die stammen von meinen Feldern neben dem Wald von Anlier, dort sind im Herbst viele Hirsche während der Brunftzeit unterwegs. In Belgien bewirtschafte ich 35 Hektar, in Luxemburg 135“, so Hahn.

Als die Zeitschrift *Forum* Christian Hahn 2010 als Präsident der Jongbauern interviewte, gab er an, im Frühjahr 83 Stunden die Woche zu arbeiten. Wo liegt er heute? „Leicht drunter. Ich versuche nun, die Sonntage und Feiertage frei zu halten.“ Er wolle mit dem Rhythmus der christlichen Festtage mitgehen. Als Präsident der Jongbauern hat er auch gesagt, dass er den Mittelweg zwischen den „Extrem-Biobetrieben“ und „Extrem-konventionellen Betrieben“ suche. Wo steht er heute? „Stimmt, ich interessiere mich für eine

Hybrid-Landwirtschaft, in der Fruchtfolgen, wie im Biolandbau beachtet werden, aber ich bin nicht gegen Pflanzenschutzmittel – die die Presse gerne abschätzig Pestizide nennt.“ Als Präsident der Landwirtschaftskammer wolle er „méi no un de Bauer“. Die Tür der Kammer solle breit geöffnet werden für die Belange der Landwirte, „aber auch Blanche Weber, die Präsidentin des Mouvement écologique, ist willkommen, um ein Streitgespräch mit mir zu führen“. Es solle in Arbeitsgruppen über bestimmte Themen diskutiert werden und besser nach Außen kommuniziert werden. Außerdem ist den Aktiv Bauern die Macht der Kammer zu beschränkt: „Wir möchten unsere Meinung kundgeben, bevor Gesetztexte und Reglementierungen konkretisiert werden“, erläutert Hahn. Der Gemüseanbau könnte durch eine bessere Ausbildung, Wasserauffangbecken und ökonomische Fördertöpfe angekurbelt werden. Andere Themen sind die Perspektiven für Jungbauern und Bürokratieabbau. Als offizielle Berufskammer und Ansprechpartner des Landwirtschaftsministerium bringt sie sich zudem in die Weiterbildung und Forschungsförderung mit ein.

Neben Hahn wurden als weitere Vollmitglieder der Aktiv Bauern Carmen Birkel, Marc Elsen und Lynn Jemming in die Kammer gewählt. Letztere ist mit 28 Jahren die jüngste Vertreterin von Aktiv Bauern und hat in agrarpolitischen Dossiers Erfahrung als Sekretärin des Vereins „Vermaartung Lëtzebuurger Biofleesch“ und Vizepräsidentin von „Fair Mëllech“ gesammelt. Die Gruppierung vereint Schweinemasthalter und Pilzzüchter, Freiland- und Feingemüse-Produzenten/innen, Milchbauern und Geflügelhalter, Biobauern und konventionelle Erzeuger/innen. Erschweren diese unterschiedlichen Profile nicht die Interessenaggregation? Lynn Jemming aus Kahler verneint: „Wir haben die gleichen Ziele.“ In der Kammer will sie sich für das Vermarktungspotenzial von Biofleisch und Bioeiern einsetzen. Der Winzer Paul Funk konnte seinerseits sein Mandat als Vizepräsident behalten, als Assessoren wurden Nora Feyder (die Tochter von Guy Feyder) und Jean-Paul Vosman gewählt.

Der Agrarökonom Friedhelm Taube von der Universität Kiel erwähnt in Interviews während der Bauernproteste, dass die Einkommens- und Kapitallage von landwirtschaftlichen Betrieben sehr undurchsichtig sei. Hat sich der neue Kammerpräsident bereits ein Bild hiervon gemacht? „Ech weess et wierklech net“, meint Hahn. Zwar würde der Buchstellentag vom Service d’économie rurale einen Einblick in die Agrarwirtschaft gewähren. Aber es sei kaum zu überblicken, welche Gewinnspannen sich im Luxemburger Agrarbereich ergeben. Zu viele Variablen spielen in die Rechnung rein: Pachtpreise, Abschreibungen von landwirtschaftlichem Material, Rentenbezüge pro Person pro Betrieb, Schwankungen des Weltmarktpreises für Rohstoffe und Düngemittel, Vitalität des Viehbestands. Aus den Zahlen von 2022/23 geht lediglich hervor, dass die Milchviehbetriebe insgesamt den höchsten Gewinn erwirtschaften: Im Mittelwert 200 000 Euro. Alle Betriebe zusammengenommen, kommen auf einen durchschnittlichen Gewinn von 100 000 Euro. Zwischen den 3 531 Familienmitgliedern und 1 066 Landarbeitern, die ihre standortgebundenen Eigenheiten aufweisen, muss Kiki nun vermitteln. ●

ZUFALLSGESPRÄCH
MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Neue Ära

Mitte März bestimmte der Regierungsrat eine neue Direktorin für den Service de renseignement de l'État. Der Posten war öffentlich ausgeschrieben. Verlangt wurden Kenntnisse der Gesetzgebung, der Sicherheitsarchitektur, der Tagesereignisse, der Geopolitik, der Amtssprachen und von Microsoft Office. Das war Tarnung.

Das Amt der obersten Staatsspionin ist prekär. Die letzten Direktoren erreichten das Rentenalter nicht im Amt. Sie wurden nicht von feindlichen Spionen umgebracht. Sie stolperten über die üblichen Geheimdienstkandale.

Der *Spätzeldéngscht* soll die herrschenden Verhältnisse prophylaktisch sichern. Die Justiz geht von der Unschuldsvermutung aus. Prophylaxe ist die Schuldvermutung. Daher operiert der Dienst strukturell am Rand der Legalität. Spricht sich das herum, geht von einem Geheimdienstkandal die Rede. Dann wird der Dienst reformiert. Wie 2004 oder 2016: Er bekommt mehr Geld, mehr Spione, mehr Kontrolle. Bis zum nächsten Geheimdienstkandal.

Passende Direktoren zu finden ist nicht einfach: Sie müssen zum gerade aktuellen *Ennemi* passen. Sie müssen die Leichen im Keller des Vorgängers begraben.

Nach dem Ende des Kalten Kriegs wurde Marco Mille Direktor. Er fürchtete keine Elcom mehr, keine „éléments communistes“. Der *Ennemi* war nicht mehr der Russe, sondern der Terrorist. Die Zeiten waren neoliberal: Mille spielte den Manager und Technokraten. Seine Spione wurden Geschäftemacher. Er verriet seinen Dienstherrn. Jean-Claude Juncker wurde 2013 gestürzt. Mille blieb verschont. Die Staatsräson gewährte ihm unbezahlten Urlaub. Er wurde zu Siemens exfiltriert.

Milles Nachfolger Patrick Heck versprach rechtsstaatliche Prozeduren. Der *Ennemi* waren internationale Wettbewerber. Die politischen Parteien blieben misstrauisch. Sie wollten dem Dienst keine Sicherheitsüberprüfungen von Geheimnisträgern anvertrauen. Sie verwehrten ihm den Zugang zu Datenbanken von Justiz und Polizei. Heck wurde zur Armee exfiltriert.

Doris Woltz wurde Direktorin. Sie war Richterin. Sie sollte für die Gesetzestreue des Dienstes bürgen. 2016 brachte die Regierung einen Gesetzentwurf ein, um die Sicherheitsüberprüfungen zu reformieren. Acht Jahre später ist das Gesetz noch immer nicht in Kraft.

Nach fünf Jahren schrieb die Personalvertretung: „[À] partir de 2016, les conclusions des enquêtes de sécurité luxembourgeoises ne sont pas bien fondées.“ Dies belastete das Vertrauen ausländischer Geheimdienste. Doris Woltz feuerte den Sprecher der Personaldelegation.

Im *Bommeleeërten*-Prozess stellte Doris Woltz 2013 Justizminister Luc Frieden bloß: Er habe ihr nahegelegt, die Ermittlungen über die Sprengstoffanschläge einzustellen. Zwei Tage vor Friedens Vereidigung zum Premier wurde Doris Woltz in den Ruhestand exfiltriert.

Alles wird wie früher: Seit zwei Jahren ist der Russe wieder der *Ennemi*. Das Reich des Guten hat wieder ein Reich des Bösen. Mit Law and Order beginnen Luc Frieden und Léon Gloden eine neue Ära. Auch für den Nachrichtendienst. Er wird normalisiert. Ein rechtsstaatlicher Schein ist nützlich, keine Priorität. Die Staatsausgaben stiegen dieses Jahr um 7,6 Prozent. Die Ausgaben für den Nachrichtendienst um 59 Prozent.

Die neue Direktorin muss keine Juristin sein. Vizedirektorin Jeanne Schumacher wird zur Direktorin befördert. Sie ist Analystin. Sie ordnet die anfallenden Erkenntnisse. Sie macht eine Erzählung daraus. Im Geheimen entziffert sie täglich das Welträtsel. Ihr Arbeitsinstrument ist das Misstrauen. Sie studierte Islamwissenschaften. Sie beschäftigt sich mit Terrorismus. Sie weiß, ihm einen kulturalistischen Sinn zu geben. Ein politischer brächte den Geheimdienst, die Regierung in eine Zwickmühle. ● ROMAIN HILGERT

Business as usual

IIII Luc Laboulle

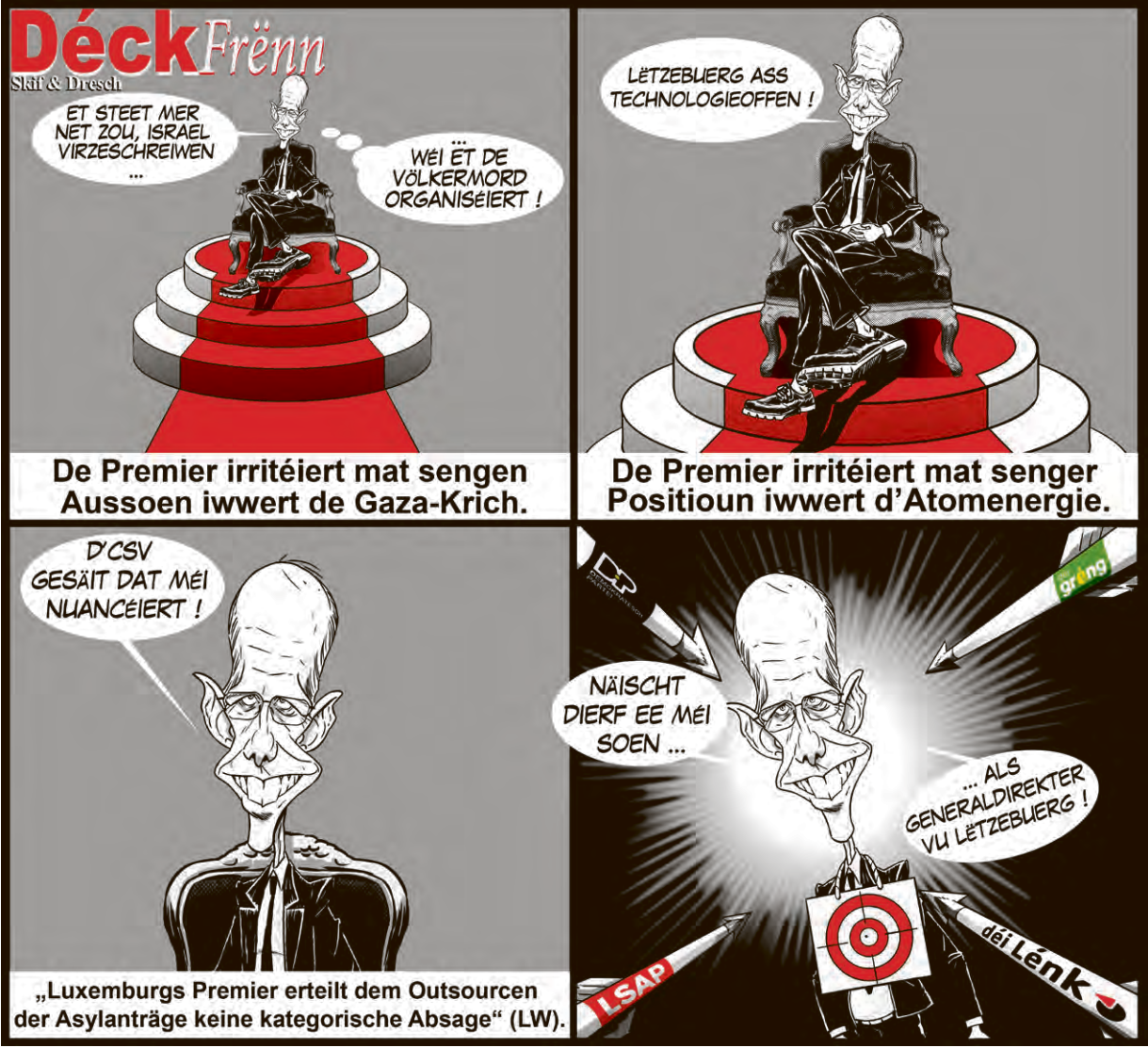
Zweieinhalb Wochen hatten rund 60 Mitarbeiter aus dem Arbeitsministerium, der ITM und der Adem Überstunden geschoben, um die Stimmentzettel zur Wahl der Chambre des Salariés (CSL) auszuwerten. Am Samstag vor Ostern wurden die Resultate schließlich veröffentlicht. An den Mehrheitsverhältnissen in der Arbeitnehmerkammer hat sich kaum etwas verändert: Der OGBL verteidigt seine 37 Sitze, die er seit der Fusion mit dem Landesverband auch schon vor den Wahlen hatte, konnte aber trotz leichter prozentualer Zugewinne in den meisten der neun Gruppen keinen der drei Sitze zurückgewinnen, die er 2019 an den LCGB verloren hatte. Der christliche Gewerkschaftsbund verliert hingegen einen seiner vormals 18 Sitze zugunsten der Aleba, die nun wieder auf fünf Mandate kommt. Die christliche Eisenbahnergewerkschaft Syprolux behält ihren Sitz. Präsidentin der CSL bleibt wohl OGBL-Präsidentin Nora Back, die in der mit 243 000 Wahlberechtigten größten Gruppe 5 (*secteur des services et autres*) wie schon 2019 die meisten Stimmen erhielt. Allerdings bekam LCGB-Präsident und CSL-Vizepräsident Patrick Dury rund 800 individuelle Stimmen mehr als sie. Trotzdem konnte Dury nicht verhindern, dass der LCGB in dieser Gruppe einen (Rest-)Sitz an die Aleba verlor, die erstmals in einer anderen Gruppe als der des Finanzsektors ein Mandat erringen konnte. Ihre 2019 knapp verlorene sektorielle Repräsentativität in der Finanzbranche konnte die Aleba indes nicht zurückgewinnen: Sie verlor weitere drei Prozentpunkte

an den OGBL und kommt nur noch auf 46 Prozent. Bis zur nationalen Repräsentativität ist es für die in nur sechs der neun Gruppen mit Kandidat/innen angetretenen Aleba noch ein weiter Weg, sie müsste ihre Stimmenanteile insgesamt mehr als verdoppeln.

Die Wahlbeteiligung lag mit 34,4 Prozent in diesem Jahr wieder etwas höher als noch vor fünf Jahren. Damals war sie gegenüber 2008 und 2013 von rund 36 auf 32,6 Prozent gefallen. Insgesamt beteiligten sich 210 384 der 614 871 eingeschriebenen Beschäftigten an der Wahl zur CSL, 2019 waren es 171 740 von 526 476. Gesunken ist die Zahl der Wahlberechtigten lediglich in der Stahlindustrie (von 3 929 auf 3 705), wo auch die Wahlbeteiligung sich mit 56,5 Prozent wieder auf das Niveau von 2008 und 2013 einpendelte, nachdem sie 2019 um 20 Prozentpunkte gestiegen war. Den stärksten Anstieg an Wahlberechtigten verzeichneten mit jeweils 24 Prozent die Gruppen der Beschäftigten im Gesundheits- und Sozialsektor sowie der Rentner/innen (mit 157 000 Wahlberechtigten ist diese Gruppe inzwischen fast doppelt so groß wie 2008 und die zweitgrößte insgesamt), wo auch die Wahlbeteiligung mit 46 beziehungsweise 41 Prozent überdurchschnittlich hoch lag. Am höchsten war sie mit 62,3 Prozent in der vergleichsweise kleinen Gruppe der Beschäftigten und Rentner der CFL, am niedrigsten mit jeweils 27 Prozent in der Baubranche und in der zusammengewürfelten Gruppe 5. Während beim OGBL acht der neun

Direktgewählten in Gruppe 5 Frauen sind, wurden beim LCGB in dieser Gruppe ausschließlich (vier) Männer direkt gewählt.

Die Wahl zur CSL ist auch ein Wettbewerb der Gewerkschaftsfunktionäre. Beim OGBL wurde aus der Exekutive neben Nora Back auch Véronique Eischen als effektives Mitglied gewählt, Backs Vorgänger und zuletzt CSL-Vizepräsident Jean-Claude Reding erhielt die meisten Stimmen bei den Rentnern. Erneut direkt gewählt wurde auch der langjährige FNCTTFEL-Vorsitzende Nico Wennmacher, anders als dessen Nachfolger Georges Merenz, der wie der andere OGBL-Vizepräsident Patrick Ourth nur *membre suppléant* ist (der dritte OGBL-Vizepräsident Serge Schimoff wurde nicht gewählt). Beim LCGB wurde hinter Präsident Dury Generalsekretär Francis Lomel direkt gewählt, Vizepräsidentin Stefanie Olinger ist nur *suppléant*. Nicht gewählt wurden indes Patrick Durys linke und rechte Hand: Der stellvertretende LCGB-Generalsekretär Christophe Knebler belegte in Gruppe 5 nur den vorletzten Rang; der frühere LCGB-Vizepräsident und Pro-Actif-Präsident Norbert Conter, der in den vergangenen Wochen wegen Auseinandersetzungen mit dem Direktor der Beschäftigungsinitiative, François Georges, in die Schlagzeilen geraten war, ist in der Rentnergruppe nicht einmal mehr *suppléant*. Conter war seit den 1990er Jahren Mitglied und später Vizepräsident der Privatbeamtenkammer, seit 2013 saß er in der CSL. ●



Aufmerksamkeitsdefizit

IIII Irmgard Rieger, Graz

Die österreichische Politik tut sich schwer damit, Begeisterung für das gemeinsame Europa aufzubringen

Othmar Karas, langjähriger Abgeordneter und überzeugter Europäer, machte keinen Hehl aus seiner Enttäuschung: Die österreichische Volkspartei sei „nicht mehr die Europapartei“, die er über viele Jahre mitgestaltet habe. Mit seiner Ankündigung, sich nach 25 Jahren im Europaparlament zurückzuziehen und nicht mehr für „seine“ Volkspartei zu kandidieren, hatte er im Oktober des Vorjahres mit einem Paukenschlag einen Wahlkampf eröffnet, der gute sechs Monate später dennoch nur stockend in Fahrt kommt. Karas galt vielen als das „europäische Gewissen“ einer Volkspartei, die den europäischen Gedanken im Sinne auch eines Friedensprojektes überzeugt lebte. Im Abgang ließ der langgediente Europa-Abgeordnete und zuletzt Erster Vizedirektor des Europäischen Parlaments wissen, dass er seine Haltung in der türkis eingefärbten Partei nicht mehr vertreten sieht.

Tatsächlich tut sich die österreichische Politik knapp 30 Jahre nach dem Beitritt des Landes schwer, Begeisterung für das gemeinsame Europa aufzubringen oder in der Wählerschaft zu wecken. Die Beteiligung an der Wahl zum Europäischen Parlament ist in Österreich traditionell gering und dümpelt bei Werten knapp über 40 Prozent. Nur bei der vorangegangenen Wahl 2019 stieg sie auf 56 Prozent, als im Zuge der Ibiza-Affäre mit der Auflösung der Regierung in Wien eine kurzfristig hoch politisierte Stimmung erzeugt wurde.

Die Eurobarometer-Umfrage des Europäischen Parlaments bestätigte im vergangenen Dezember die weithin gefühlte Geringschätzung der Union im Alpenland: Demnach bewerten in Österreich 22 Prozent der Befragten die EU-Mitgliedschaft als negativ, nur 42 Prozent können ihr etwas Positives abgewinnen. Mit dieser Einschätzung ist Österreich Schlusslicht unter den 27 Mitgliedstaaten – Spitzenreiter ist Luxemburg mit 86 Prozent positiven Bewertungen.

Die aktuell 19 Abgeordneten, die Österreich im EU-Parlament stellt, tun sich selbst schwer, die Vorteile der EU-Mitgliedschaft zu erklären: „Wir sind eine subsidiär geprägte Gesellschaft mit einem subsidiär geprägten Staat – wir sind skeptisch gegenüber zentralistischen Lösungen“, mutmaßt der EU-Abgeordnete Lukas Mandl von der ÖVP, die die größte österreichische Abgeordnetengruppe stellt. Die EU werde im politischen Diskurs überdies oft schlecht geredet. Auch Helmut Brandstätter, Abgeordneter der jungen liberalen Partei Neos im österreichischen Parlament und als deren außenpolitischer Sprecher nun selbst Spitzenkandidat für Straßburg, kritisiert die Darstellung der EU-Politik durch die eigene Zunft: „Wenn etwas gut läuft, dann ist es die heimische Politik. Wenn etwas unpopulär ist, dann ist es die EU.“

Die österreichischen Parteien und ihre Vertreter vor allem in den Ländern trügen durchaus ihr Schärfelein bei, um die stets latent vorhandene EU-Skepsis am Köcheln zu halten, meint auch die Politikwissenschaftlerin Kathrin Stainer-Hämmerle – mit unterschiedlichen Stoßrichtungen: „Für die Linken sind es die Lobbyisten, für die Rechten die Zentralisten“. Es fehle auch die Information darüber, wo für Österreich die Vorteile der EU-Mitgliedschaft liegen – etwa, wo das Land wirtschaftlich profitiere oder wieviele und welche Aktivitäten beziehungsweise Projekte durch EU-Mittel unterstützt würden.

Weithin werde die Staatengemeinschaft mit Debatten um Gurkenkrümmung und anderen „Maßregelungen“ gleichgesetzt; einflussreiche Boulevardmedien stürzten sich auf solche Themen. Zudem werde in den Schulen zu wenig Wissen über Funktionen, Mechanismen und Bedeutung der Union vermittelt.

Abgesehen von der Kür der Spitzenkandidaten ist von EU-Wahlkampf in Österreich noch nicht viel zu spüren

Gemessen an den Wahlergebnissen jedenfalls profitieren jene am meisten von der EU, die am wenigsten hinter ihrer Idee stehen. Beginnend bei Jörg Haider haben sich in Österreich die Freiheitlichen stets gegen die Union positioniert. Harald Vilimsky, der amtierende Delegationschef der Freiheitlichen Partei Österreichs im Europäischen Parlament, Ex-FPÖ-Generalsekretär und erneut blauer Spitzenkandidat bei der diesjährigen Wahl, führt diese Tradition fort und sorgte kürzlich mit einer spektakulären Trojaner-Aktion für Aufruhr: Zu einer Plenarsitzung in Straßburg reiste Vilimsky mit einer Besuchergruppe aus Österreich an, deren Mitglieder für Medien der rechtsextremen und identitären Szene tätig sind. Sie beobachteten sowohl Abgeordnete und akkreditierte Journalisten vor Ort, filmten ihre Aktivitäten mit und verwerteten das Material, um die Arbeit der Akkreditierten in ihren österreichischen Medien schließlich als Werk von „Systempresse-Journalisten“ zu diffamieren. Vilimskys Delegation ist in der rechten Fraktion Identität und Demokratie zuhause und strebt einen Zusammenschluss der Rechtsparteien im Europaparlament unter einem Dach an. Als Vilimsky im Januar erneut zum Spitzenkandidat seiner Partei benannt wurde, sagte der der österreichischen Nachrichtenagentur APA, man müsse nicht in allen Punkten einig sein, um eine Zusammenarbeit anzustreben. Den ungarischen Regierungschef Viktor Orbán sah er als möglichen Nachfolger des Ständigen Ratspräsidenten Charles Michel, der zu dem Zeitpunkt seinen Rücktritt erwogen hatte.

Da sieht selbst der Spitzenkandidat der konservativen Volkspartei, Reinhold Lopatka, eine Gefahr von rechts und eine „Unheilige Allianz“. „Wir müssen hellhörig sein und es muss klar von allen anderen Parteien gesagt werden, dass eine Stimme für die FPÖ verloren ist“, erklärte Lopatka in einem Gespräch zur EU-Wahl, während seine eigene Partei im Inland mit ebendieser FPÖ auf Länderebene in Koalitionen zusammenarbeitet und auch im laufenden Wahlkampf zum österreichischen Nationalrat viele Optionen offen lässt. Auf EU-Ebene hält Lopatka die Kritik am rechtsextremen Mitbewerber hoch: Von rechts würden die Errungenschaften der EU und des Binnenmarktes oder der gemeinsame Fortschritt in Zukunfts-

fragen wie Klimaschutz in Frage gestellt: „Es geht um unseren Wohlstand, um Standards und ein Lebensmodell.“

Überzeugt europäisch gehen es neben den Neos auch die Grünen an. Sie schicken die 23-jährige Lena Schilling als Spitzenkandidatin ins Rennen, die als Gesicht der Klimabewegung und als Aktivistin gegen den Wiener Lobautunnel, ein Straßenbauprojekt in einem wichtigen Naturschutzgebiet, bekannt wurde – eine der größten Öko-Protestbewegungen Österreichs. Die SPÖ verlässt sich einmal mehr auf den langjährigen EU-Parlamentarier Andreas Schieder, der zwar 2019 das historisch schlechteste Ergebnis seiner Partei bei einer Europawahl einfuhr, aber als versierter Sachpolitiker und EU-Routinier gilt.

Abgesehen von der Kür der Spitzenkandidaten ist von EU-Wahlkampf in Österreich jedoch noch nicht viel zu spüren. Der Urnengang zum Europaparlament ist nur eine von mehreren Wahlentscheidungen, die sowohl auf Länder- und Gemeindeebene als auch österreichweit die Weichen neu stellen können. In Salzburg hat die Kommunalwahl zuletzt die kommunistische Partei massiv zurück ins Spiel gebracht, in der Steiermark steht ebenfalls eine Landtagswahl an und im September wird der Nationalrat neu gewählt.

Zudem bestimmen heikle Themen das politische Tagesgeschäft: Die spektakuläre Pleite des Signa-Imperiums um den Tiroler René Benko, eine mögliche Spionageaffäre, die einen ehemaligen Agenten des damaligen österreichischen Bundesamts für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung in Zusammenhang mit Tätigkeiten für Putins Russland und den gesuchten Wirecard-Gründer Jan Marsalek bringt, die Fortsetzung von parlamentarischen Untersuchungsausschüssen sowie Gerichtsverfahren mit und im Umfeld von Ex-Kanzler Sebastian Kurz erben zusammen ein vielfach changierendes, trübes Bild von Politik. Darin erscheinen Korruption, Misswirtschaft, Eigennutz und Lügenkonstruktionen als Hauptelemente. Eine politische Reality-Serie in täglich neuen Fortsetzungen, der gegenüber die Aufmerksamkeit auf das EU-Parlament ins Defizit gerät. ●



Lena Schilling

AFP/Georg Hochmuth



Sven Becker

17 centimes de marge par bière

IIII Entretien : France Clarinval

Steve Martellini, le nouveau secrétaire général de l’Horesca dresse l’inventaire des trois composantes du secteur : hôtels, restaurants et cafés

Obligés de fermer lors de la pandémie, les restaurants et les bars ont d’abord perdu leurs clients, puis leur personnel, pour ensuite voir leurs marges rognées par l’augmentation du prix de l’énergie et des matières premières. À 35 ans, Steve Martellini a du pain sur la planche.

d’Land : Vous arrivez à la direction de l’Horesca après seize ans dans la gestion de restaurants. Que vous apporte cette expérience de terrain ?

Steve Martellini : C’est forcément un avantage de savoir de quoi on parle : la comptabilité, le personnel, les fournisseurs, les clients... Tous les aspects qui doivent être géré au jour le jour, je les connais et je peux en parler avec nos membres. Je suis vice-président de l’Horesca depuis 2020. François Koepp a annoncé en décembre qu’il voulait lever le pied. Alain Rix, notre président, m’a proposé au conseil d’administration, pour lui succéder, ce qui été accepté à l’unanimité.

Vous êtes aussi membre du DP, le même parti que les ministres de votre ressort, Lex Delles à l’Économie et Eric Thill au Tourisme. Vous avez l’impression d’être mieux entendu, mieux soutenu ?

Je ne pense pas que cela joue un rôle. Je n’ai pas de mandat au Parti démocratique. Je me suis engagé au DP parce qu’en tant qu’indépendant, c’était le parti qui me semblait le plus à même de défendre nos intérêts. Alors, bien sûr, je connais les deux ministres, mais ce ne sont pas les seuls avec qui je dois travailler. J’ai eu récemment un rendez-vous avec le ministre des Finances, Gilles Roth ou celui du Travail, Georges Mischo, tous les deux CSV.

L’Horesca, est une large fédération. Quelle est son degré de représentativité ?

On peut dire qu’environ la moitié des 2 400 entreprises du secteur sont membres¹. En fin d’année, on sera sans doute à 1 350 ou 1 400 membres. Il faut dire que le secteur est très diversifié avec non seulement des hôtels et des restaurants mais aussi des snacks, des food trucks, de toutes petites entités. Mais, en fin de compte, quand on se bat pour nos membres, on œuvre pour toute la profession.

Pendant la période de la pandémie de Covid, beaucoup de restaurateurs ne se sentaient pas représentés, pas soutenus par l’Horesca. Pensez-vous que ce sentiment était justifié ?

À mon avis, on n’a sans doute pas assez communiqué sur ce qui a été fait. Car, en fin de compte, on a beaucoup travaillé et obtenu des aides bien supérieures à ce qui a été proposé dans d’autres pays. La communication avec les membres est une de mes priorités : aller sur le terrain, parler avec les gens, entretenir une relation avec eux. Je vais leur rendre visite, leur proposer de prendre rendez-vous pour discuter de leurs problèmes et réfléchir à des solutions pratiques, rapides avec eux.

L’Assemblée générale qui a eu lieu la semaine dernière a renouvelé une partie du Conseil d’administration. Il reste très luxembourgeois par rapport à un milieu qui est très international, où beaucoup d’étrangers sont salariés mais aussi beaucoup sont patrons. Cela n’expliquerait pas cette impression d’être peu représenté ?

C’est possible. Mais dans le CA, on ne cherche pas la nationalité, mais plutôt un mix des différents secteurs. On est



Steve Martellini, ce
mardi à l'Horesca

ouverts pour tous ceux qui veulent travailler avec nous, par exemples à travers des groupes de travail spécifiques, ouverts sur des sujets précis.

La note de conjoncture du Statec estime que le chiffre d'affaires du secteur remonte au niveau d'avant-Covid. Le Retail Report parle de « relative robustesse ». Comment voyez-vous la santé du secteur ?

Le Covid a été très dur, surtout au début où il fallait fermer et que les aides n'étaient pas encore en place. Même avec les aides, c'était difficile pour beaucoup. Certains patrons ont payé les vingt pour cent de salaire que le chômage partiel ne couvrait pas, beaucoup ont dû s'acquitter de leurs loyers malgré tout... La crise énergétique nous est tombée dessus alors que les caisses étaient vides. Les prix des matières premières, de l'énergie ont énormément augmenté, et il y a eu plusieurs index à assumer. D'un côté, l'index est une bonne chose car avec du pouvoir d'achat, les clients vont plus au restaurant. Mais d'un autre côté, cela pèse très lourd dans les charges. Aujourd'hui, les clients reviennent, surtout les week-ends, mais les marges sont en baisse. Actuellement, on gagne entre trois et cinq pour cent de marge dans les restaurants et entre sept et dix pour les hôtels. Ce n'est pas assez pour investir dans le futur et ni pour gagner sa vie à long terme.

Commençons par les hôtels. De grands groupes internationaux comme Accor ou Marriott investissent à Luxembourg. Vous voyez cela d'un bon œil ?

Il est clair qu'il n'y a pas assez d'hôtels et qu'il faut augmenter les capacités, surtout dans les régions. Pour ouvrir un hôtel, il faut des fonds propres considérables. Seuls les grands groupes peuvent se permettre les investissements nécessaires. On peut donc se réjouir de ces apports internationaux. Pour les hôtels de famille, c'est plus difficile. Les marges étant basses, c'est compliqué de rester attractif, de se moderniser, de rénover les chambres. Les aides à l'investissement ne sont pas suffisantes quand on voit ce qui se fait ailleurs, en Autriche par exemple.

Le ministre du Tourisme vient de remettre les classifications aux hôtels. Quelle est l'importance de ces catégories ?

Je crois que ces classifications sont vraiment un bon outil qui exprime clairement le niveau de qualité. Il reste à faire en sorte que cet outil soit mieux connu et partagé. Par exemple, en Allemagne, ils se battent contre les plateformes comme Booking pour que les catégories officielles soient les seules à afficher des étoiles. Cela augmente la visibilité de ceux qui ont fait la démarche de classification.

Passons aux restaurants. Entre ouvertures et fermetures, quelle est la tendance du marché ?

Je suis formateur à la House of Training qui propose des cours pour l'accès à la profession. Il y a environ 300 personnes par an qui suivent ces cours. Tous ne vont pas ouvrir un restaurant, mais ça montre la vitalité du secteur. En même temps, c'est de plus en plus compliqué de gérer un restaurant, surtout pour les questions administratives. Là où on passait une journée sur les dossiers administratifs, on a besoin de cinq jours maintenant. En plus, les hausses des prix dans tous les domaines touchent les restaurants alors qu'ils n'exercent aucune influence dessus. Ils n'ont plus de vis à tourner : On ne peut plus augmenter les prix des plats car les clients ne viendraient plus et on ne peut pas baisser les salaires. Pour

tenir le coup, il faut être très attentif aux chiffres. Connaître ses coûts et ses rentrées au jour le jour. Avec des marges si réduites, chaque erreur peut être fatale. Certains restaurants ferment quelques jours par semaine pour réduire les frais et aussi parce qu'ils n'ont pas assez de personnel.

Les difficultés de recrutement persistent. Que pouvez-vous faire ?

L'Horeca est un des seuls secteurs qui recrute des gens non qualifiés. Bien sûr, on fustige les horaires, le travail le soir, les week-ends, mais on oublie d'autres secteurs où on travaille aussi comme ça, la santé ou la police par exemple. Il faut trouver des moyens pour améliorer l'équilibre avec la vie privée. De plus en plus de restaurants fonctionnent en continu pour éviter la coupure, ce qui est très difficile pour les petites entreprises. Nous avons eu un rendez-vous avec le ministre du Travail pour parler de la flexibilisation des heures de travail et du personnel en extra. On a notamment évoqué l'idée d'un compte épargne temps. Les heures supplémentaires pourraient être inscrites sur ce compte et servir au besoin. Ces heures ne seraient donc pas taxées. Une autre piste tourne autour du logement. C'est très difficile de faire venir des gens qui ne pourront pas se loger parce que c'est trop cher. Certains patrons ont la possibilité de proposer des chambres ou des appartements. C'est clairement un plus, notamment pour attirer les profils les plus qualifiés qui sont les plus difficiles à recruter.

Vaut-il mieux ouvrir un petit établissement avec peu de tables et peu de personnel ou des grands restaurants avec beaucoup de couverts ?

Je pense que les deux ont leur chance. On assiste aujourd'hui à une importante concentration, avec des groupes de plus en plus gros. C'est plus facile pour le personnel car on peut les faire passer d'un établissement à l'autre, en fonction des congés ou des maladies. Ils peuvent aussi travailler sans coupure ou prêter les quarante heures sur quatre jours. À l'inverse, les toutes petites structures fonctionnent bien parce que les coûts, de main d'œuvre et de loyer, sont moindres. C'est entre les deux que c'est le plus difficile.

Quelles tendances observez-vous dans les types de cuisine ?

On voit fleurir de nouveaux concepts, comme les bowls ou les ramens, mais parallèlement, la cuisine traditionnelle, comme un cordon bleu ou une bouchée à la reine, a toujours du succès. La part qui a énormément augmenté, selon des statistiques récentes ce sont les fast-foods, surtout chez les jeunes. Il s'agit bien sûr de manger vite, mais c'est aussi une question de la puissance du marketing de ces enseignes. De l'autre côté, on observe que les restaurants de haut de gamme, gastronomiques, gardent de l'attractivité, mais les clients ont changé. Le ticket moyen a baissé : on choisit entrée ou dessert, on ne prend plus une deuxième bouteille de vin ou pas de digestif.

Seriez-vous favorable à plus de transparence sur les menus ?

Nous avons déjà créé le label Hausgemaach qui offre à la clientèle une certaine transparence. C'est une charte qui engage sur l'utilisation de produits locaux et saisonniers, la préparation des plats sans additifs et la lutte contre le gaspillage alimentaire. Mais il reste toujours des clients qui ralentissent s'il n'y a pas de tomates en hiver ou qui veulent des moules toute l'année. C'est une éducation et une sensibilisation à faire. On a demandé un rendez-vous avec le ministère de l'Agriculture pour en discuter,

pour voir comment valoriser les producteurs locaux et les restaurateurs qui travaillent leurs produits. D'un autre côté, il y a chez les fournisseurs des rayons entiers de plats déjà préparés ou de sauces toutes faites... Je comprends que c'est facile d'acheter un tel plat surtout pour les petites structures qui n'ont pas vraiment de main d'œuvre, une très petite cuisine et veulent quand même proposer un plat du jour : on le chauffe, on sait exactement le prix de revient, on n'a pas besoin de calculer grand-chose et on peut le vendre à un certain prix. Mais les clients sont plus exigeants.

Il y a de plus en plus de franchises internationales qui s'installent et moins d'indépendants locaux...

C'est vrai. C'est un phénomène qui existe dans toutes les grandes villes ou centres commerciaux. Ces groupes ont des moyens pour payer les loyers et s'attirent la confiance des propriétaires et promoteurs car ils sont connus. C'est particulièrement vrai à Luxembourg où les loyers ont augmenté énormément. La solution des *pop-ups* proposée par la Ville est une bonne idée, mais il faut en limiter la durée. Sinon, ça devient une concurrence déloyale.

Finalement, la dernière syllabe, c'est le café. Le nombre de cafés est en baisse continue depuis des années. Vous avez des propositions à ce sujet ?

C'est une bonne question. Les modes de vie ont changé. Par exemple l'apéritif du dimanche a presque disparu. Mais surtout, c'est très difficile de vivre de l'exploitation d'un café. Nous avons calculé que sur une bière vendue à 3,5 euros, il ne reste que 17 centimes de marge². À côté, une carte de snacks ou de petite restauration, ça aide, mais pas beaucoup.

Le pouvoir des brasseries qui détiennent les licences de cabaretage est-il un frein au développement du secteur ?

Les brasseries ne sont pas les seules à les détenir. Il est aussi possible d'acheter une licence auprès du ministère des Finances. C'est très peu connu. Le ministre nous a promis une réponse rapide pour éclaircir et faciliter les choses et faire en sorte que les règles et les prix soient compris et communiqués. De plus en plus de communes mettent aussi des locaux à disposition avec un loyer plus bas. C'est une plus-value pour un village. Je pense qu'il faut que ce soit limité dans le temps et que les conditions d'attribution soient transparentes. Les grands groupes ne devraient pas pouvoir exploiter ces lieux par exemple, qui devraient être loués à de jeunes entrepreneurs.

La concentration des distributeurs et dépositaires va-t-elle changer la donne ?

Beaucoup de cafetiers nous ont exprimé leur peur de voir les prix augmenter. Munhowen nous a assuré que ce ne serait pas le cas. Les exploitants gardent leurs contrats et le choix de la bière ou de l'eau qu'ils vendent. Nous restons attentifs et en discussion pour observer les changements qui vont se produire. ●

¹ Selon les chiffres du Retail Report 2024, publié fin février par l'Observatoire national des PME, le Luxembourg compte 1 250 restaurants, 350 établissements de restauration rapide, 480 cafés, 270 bars et pubs ainsi que 200 hôtels

² Le prix d'achat de la bière, 1,21 euro représente 35 pour cent du prix de vente, la TVA, 17 pour cent. Le reste est calculé dans les salaires, le loyer, l'énergie, le nettoyage et les amortissements.

T I C K E R

Risque de réputation



Des pneus de camion fabriqués dans l’usine de Colmar-Berg auraient provoqué des centaines d’accidents à travers l’Europe au début des années 2010 : C’est l’accusation à laquelle Goodyear fait face aujourd’hui. *Le Monde* vient de sortir une très longue et très fouillée enquête (parue en quatre parties) sur « l’affaire Goodyear ». Celle-ci avait déjà défrayé la chronique il y a quatre ans, puis donné lieu à une série, diffusée cet été sur *Arte*. Après avoir regardé ce documentaire, deux lanceurs d’alerte ont chacun fait parvenir au Monde une clef USB, dont une contient des documents « ultraconfidentiels » de chez Goodyear : Emails internes, stratégie de communication, transactions secrètes menées avec les victimes, tableaux Excel listant des centaines d’accidents causés par les pneus Goodyear...

Ces documents démontrent les tentatives de minimiser le problème de la part du fabricant de pneus, alors que les accidents se multipliaient à travers l’Europe, que les premières plaintes étaient déposées et que les expertises mettaient en cause une « défaillance intrinsèque du pneumatique ». En automne 2013, Goodyear réagit, et lance un premier « customer satisfaction program » (CSP). Cette opération d’échange commerciale, basée sur le volontariat, doit surtout

éviter une procédure officielle de « rappel de produit défectueux ». Plusieurs réunions de crise ont lieu avec l’Inas (Institut luxembourgeois de la normalisation, de l’accréditation, de la sécurité et qualité des produits et services). L’autorité est informée en détail du projet CSP (baptisé « Tango » en interne). « Il y a eu cet été des conditions [météorologiques] particulières », explique, en 2013, un cadre de Goodyear à Romain Nies, alors chef du département surveillance du marché de l’Inas. Il n’y aurait donc pas de raison de sonner l’alerte générale et d’ordonner un rappel de produit.

En octobre 2014, l’autorité luxembourgeoise se montre satisfaite : « Compte tenu des résultats obtenus, l’Inas est d’accord pour considérer que le CSP [customer satisfaction program] est efficace », note Goodyear dans un compte-rendu. À ce moment, seulement la moitié des pneus avaient été retirés du marché. Les documents internes cités par *Le Monde* montrent des managers de Goodyear hantés par le risque d’image. Ils pensent surtout à « assurer une publicité neutre, factuelle et non négative sur la question » et « minimiser l’impact sur [leur] entreprise et la réputation de [leur] marque. »

Contacté par *Le Monde*, l’Inas se défend : « Notre

action s’était limitée à enregistrer les informations reçues, qui nous semblaient pertinentes ». Face au *Tageblatt*, le directeur de l’Inas, Jean-Marie Reiff, a réitéré sa position la semaine dernière : « Wir hatten nichts in der Hand, das uns erlaubt hätte, aktiv zu werden. Was tatsächlich der Fall ist, weiß auch heute noch niemand ». Le directeur adjoint de l’autorité, Claude Liesch, prend ouvertement la défense de Goodyear dans le *Tageblatt* : « Goodyear ist mit seinem eigenen Aufruf zum Reifen-Austausch in die Offensive gegangen, als Versuch einer Vertuschung sehe ich das nicht ».

Des pneus continuaient d’éclater, des routiers continuaient de mourir. *Le Monde* décrit la réaction de Goodyear : « D’abord, contester toute mise en cause du processus de conception puis de fabrication des pneus issus de son usine luxembourgeoise ; ensuite, éventuellement, si les faits deviennent trop têtus, indemniser la victime, en échange de son silence, le tout ficelé au mot près dans des contrats assortis de clauses de confidentialité. » BT

« Ses besoins propres »

« Ma ech hätt se mat der Hand geholl a bei d’Tankstell bruecht a gesot : Allez-y! Allez-y ! Profitez ! », s’est récemment exclamé le député ADR Fred Keup à propos des touristes du tabac. Les ventes aux stations-services battent de nouveaux records, tout comme les accises encaissées par l’État luxembourgeois : Elles dépassent désormais le milliard d’euros. Bonne nouvelle pour ce business florissant : Vendredi dernier, la France a aboli les seuils d’importation de tabac. Le gouvernement Attal y a été forcé par le Conseil d’État qui estimait que la règle française d’une cartouche par voyageur contrevenait au droit européen.

La France veut désormais s’appuyer sur « un faisceau d’indices » pour déterminer si la marchandise est destinée pour les « besoins

propres » ou s’il y a une « présomption de commerce ». Parmi les douze éléments pris en compte figurent « la quantité de produits », « le lieu où se trouvent ces produits ou, en cas de transport, leur emplacement dans le véhicule », « la destination du détenteur lorsqu’elle diffère de son lieu de résidence habituelle ». Pour les plus maladroits, il s’agira de « l’existence sur les produits ou leur conditionnement d’un signe désignant, même implicitement, un destinataire autre que le détenteur ». Tout sera donc une question de l’appréciation des douaniers français. BT

Un jour sur LinkedIn



C’est un épisode parmi d’autres sur LinkedIn, mais il est symptomatique d’une certaine radicalisation patronale. Ce mercredi, Jérôme Bloch, PDG de 360Crossmedia, a ouvert la danse : « I arrived in Luxembourg in 1996. It was a different country: You could call a Minister or the Administration des Contributions, *talk* to someone and get a quick result. » Son précepte : « Discuss, decide, do. Alain Kinsch style » (photo : sb). Le fondateur de l’autoproclamée « most disruptive and effective growth agency in Luxembourg » s’est spécialisé dans la confection de « magazines » pour des associations (hyper-sectorielles) liées à la place financière : celle des family offices (Lafo), du private equity (LPEA), des trésoriers d’entreprise (Atel), des courtiers en assurance (Apcal), des responsables de la conformité (Alco)...

Jean Diederich, président de l’Association des professionnels de la société

de l’information, a illico repris le refrain de Bloch, en l’amplifiant : « There is a Luxembourg ‘laissez-aller’, as under Gambia II the objective was the ‘Gutmensch’ of the future with empty pockets and an economic decline to save the planet. »

Le député CSV Laurent Mosar a joint sa voix aux appels des publicistes/lobbyistes : « Des investisseurs se plaignent également de plus en plus de devoir patienter souvent longtemps avant d’obtenir des rendez-vous auprès des décideurs. Je crois qu’il est important que nous redevenions dans les années qui viennent de nouveau ce pays aux ‘chemins courts’ ».

Ces appels à un retour aux pratiques pre-Luxleaks ont pour déclencheur les fonds négociés en bourse (ETF), marché en pleine expansion sur lequel le Luxembourg s’est fait voler la vedette par l’Irlande. L’Alfi mène actuellement campagne pour une exemption fiscale de ces fonds. Dans son accord de coalition, le gouvernement a promis d’analyser « la possibilité de réduire la taxe d’abonnement pour des fonds OPCVM-ETF gérés activement ». BT

Sanction record pour Lombard

Le bancassureur Lombard International a écopé la semaine passée d’une amende de 1,7 million d’euros. Un record de la part du Commissariat aux assurances, historiquement chiche en mesures administratives contre ses ouailles. Lombard a été sanctionné pour des manquements en matière de lutte contre le blanchiment de capitaux et le financement du terrorisme (LBC/FT). La sanction est consécutive à un contrôle sur place intervenu entre le 24 novembre 2021 et le 16 février 2022. La promesse du régulateur a été tenue. Dans le *Land* du 19 novembre 2021, le nouveau patron du CAA, Thierry Flamang, annonçait : « Vous allez voir dans les prochaines semaines. Des sanctions vont apparaître sur

notre site », y compris pour des défaillances dans les dispositifs LBC/FT. En 2017, Lombard international apparaissait dans une affaire de détournement avec des transferts d’argent sale entre des comptes ouverts au nom de l’établissement dans des banques à Luxembourg ou en Suisse (*d’Land*, 13.12.2019). PSO

Guggel

Der ehemalige Wirtschaftsminister Etienne Schneider war bekannt für pompöse Projekte, er versprach Rendite durch Asteroidenbergbau und ab 2017 eine Google-Serverfarm. Für Google kümmerte sich der Staat um den Erwerb von 33 Hektar Land in Bissen. Die Felder lagen in der Grünzone, doch die Gemeinde Bissen widmete sie innerhalb von 18 Monaten um. Anschließend wurde vor Gericht über das „Memorandum of Understanding“ gestritten. Attraktiv seien für Google die „kompetitiv Energiepräissen“, erläuterte Schneider im Juli 2029 gegenüber *RTL*. Mit dem Beginn des russischen Angriffskriegs 2022 schnellten die Energiepreise in die Höhe und die Serverfarm schien sich erübrigt zu haben. Vergangene Woche verlautbarte Wirtschaftsminister Lex Delles (DP) im Interview mit *RTL-Radio*, dass Google weiterhin Interesse zeige und die Regierung „ganz zuversichtlich“ auf die Machbarkeit des Projektes blicke. Der Energiebedarf der Farm könnte bei etwa 12 Prozent des nationalen Stromverbrauchs liegen. Mitte Februar meldete ein *BBC*-Beitrag, die Firma Digital Reality arbeite an Serverfarmen, die ihre eigene Energie über modulare Nuklearreaktoren herstelle. Wird in Luxemburg künftig vielleicht also Strom aus Kernenergie hergestellt? SM



« Dignité et civilité »

III Georges Canto

Public-privé : le match des salaires

Parmi les nombreuses différences entre le Luxembourg et ses trois voisins immédiats, il en est une qui est fort peu connue en-dehors du Grand-Duché, sauf des frontaliers : Les fonctionnaires y sont en moyenne mieux payés que les salariés du privé !

En réalité cette situation est assez courante en Europe et dans le monde, comme l'a confirmé une étude publiée par le FMI en mars 2023. Ce qui peut surprendre sachant que par ailleurs l'appartenance au secteur public est statistiquement corrélée à une plus grande sécurité de l'emploi. Le beurre et l'argent du beurre, en quelque sorte.

On observe un intérêt croissant pour les implications économiques et sociales de ce décalage, mais les études internationales officielles font cruellement défaut, surtout en Europe : la dernière publication de la BCE sur ce thème remonte à décembre 2011, et celle de la Commission européenne à octobre 2013.

Une des raisons de la rareté des études comparatives tient au périmètre de la notion « d'emplois publics ». Il est très différent d'un pays à l'autre, et au sein d'un même pays les contours ont pu évoluer avec le temps, avec notamment l'apparition de nouvelles formes d'organisation et de nouveaux contrats.

Le poids de l'emploi public

En moyenne en 2019, l'emploi public représentait 18 pour cent de l'emploi total dans les pays membres de l'OCDE. Une moyenne peu significative en raison des fortes variations d'un pays à l'autre. Dans les pays du nord de l'Europe (Norvège, Suède, Danemark, Islande, Finlande) la proportion de salariés travaillant dans les administrations publiques était comprise entre 25 et trente pour cent. En revanche le Japon et la Corée du Sud affichaient des taux très modestes, respectivement six et 8 pour cent. Avec douze pour cent le

Luxembourg se trouvait dans le bas de la fourchette en compagnie des Pays-Bas, de l'Allemagne et de la Suisse (entre 10,2 et 11,7 pour cent). En revanche la Belgique (18,3 pour cent) et surtout la France (21,2 pour cent) dépassaient la moyenne. Entre 2007 et 2019 on a assisté à une « recul massif de la sphère publique ». Sur 33 pays étudiés, 23, soit plus des deux-tiers, ont connu une baisse du taux d'emplois publics. Les dix autres ont enregistré une hausse, mais la plupart du temps très modeste. C'est le cas du Luxembourg avec une augmentation d'un point. GC

Une classe à part ?

Toutes les études sociologiques montrent que les salariés du secteur public présentent, en dehors du taux de féminisation, de l'âge et du niveau de qualification, des caractéristiques sociologiques bien spécifiques en termes d'attitudes et de comportements. En raison de la nature de leur travail, ils sont davantage porteurs de valeurs telles que l'honnêteté, l'impartialité et la loyauté. Bien qu'elle soit en moyenne légèrement supérieure à celle du privé, la rémunération n'est pas leur motivation principale. Ils expriment une meilleure satisfaction au travail, mais déplorent les moindres opportunités de promotion et de

progression des salaires ainsi qu'un certain manque d'autonomie. Leurs pratiques culturelles et de consommation sont assez différentes, mais c'est surtout en matière d'opinions politiques et de syndicalisation que le clivage avec les salariés du privé est le plus marqué. Les sociologues scandinaves et britanniques ont tendance à considérer les fonctionnaires comme une « classe à part » au sein de la classe moyenne. Toutefois les études montrent aussi que, dans le domaine du travail, il existe un net rapprochement parfois qualifié « d'hybridation des deux sphères » entre les pratiques du public et du privé. GC

Au Luxembourg comme en France l'emploi public regroupe les agents de l'État, ceux des collectivités territoriales et le personnel hospitalier. En revanche les salariés des entreprises publiques, dont les caractéristiques sont souvent très proches de celles des fonctionnaires – surtout en cas de monopole – ne sont pas comptabilisés comme occupant un emploi public.

Un document officiel luxembourgeois donne des chiffres précis sur la première catégorie, celle des agents des ministères et des administrations de l'État. Elle comptait environ 34 100 personnes en 2022, soit plus de six pour cent des emplois totaux, réparties en trois statuts : fonctionnaires de l'État, employé(e)s de l'État et salarié(e)s de l'État. L'importance de l'emploi public, toutes catégories confondues, varie considérablement d'un pays à l'autre : en proportion de l'emploi total le rapport est quasiment de un à deux entre le Luxembourg et la France.

Depuis Max Weber en 1920 les sociologues ont beaucoup travaillé sur les salariés de la fonction publique, mettant en évidence des caractéristiques socio-démographiques propres : le taux de féminisation est élevé (près de 53 pour cent au Luxembourg, 63 pour cent en France), l'âge moyen (40,6 ans au Luxembourg, 44 ans en France) est supérieur à celui du privé (un peu moins de quarante ans dans les deux cas) et les membres de cette catégorie sont en moyenne plus diplômés que leurs homologues du privé (en France 65 pour cent des fonctionnaires de l'État ont un niveau supérieur ou égal à bac +3 contre 17 pour cent pour la moyenne des salariés).

Les économistes se sont davantage penchés sur les rémunérations pour constater par exemple que l'éventail des rémunérations est plus resserré chez les agents publics et qu'ainsi les écarts de salaires entre hommes et femmes sont plus faibles que dans le privé. Leur point d'intérêt principal est constitué par les écarts de rémunérations entre public et privé. Selon deux études importantes, l'une de la Banque mondiale en 2019, l'autre du FMI en 2023, il existe une « prime salariale » en faveur des fonctionnaires. Sur un total de 86 pays, le FMI l'évalue à environ dix pour cent. Dans les économies avancées, elle s'élève à 5,2 pour cent seulement. Mais cette moyenne porte sur 26 pays, parmi lesquels la prime n'existe que dans 19 cas. Le Luxembourg figure à la troisième place derrière l'Irlande et Chypre avec un supplément de vingt pour cent en faveur des agents publics.

La prime est plus élevée pour les femmes partout dans le monde : dans les économies avancées elle se monte à 6,5 pour cent contre 4,9 pour cent chez les hommes. Elle favorise aussi les salariés les moins qualifiés, avec une prime de 7,7 pour cent dans les économies avancées contre 2,7 pour cent en haut de l'échelle.

Ces chiffres montrent a contrario que la prime est plus faible pour les hommes les plus qualifiés.

Les études montrent également qu'elle est nulle ou très réduite si l'on prend en considération, face aux salariés du public, ceux des grandes entreprises privées. L'écart se réduit aussi dans le temps. En comparant vingt pays sur deux périodes de huit ans (2001-2007 puis 2008-2014) la prime diminue dans quatorze pays dont la France et le Luxembourg (-3 points) et n'augmente que dans six pays.

Des écarts importants en faveur des salariés du public peuvent induire des dysfonctionnements sur le marché du travail. Les travailleurs étant attirés par des rémunérations publiques plus élevées, ils candidatent de préférence aux emplois de fonctionnaires, créant par là même une allocation inefficace des ressources humaines au profit de postes non directement productifs. La BCE déplorait en 2011 une forme de « chômage d'attente » et des « effets négatifs sur les politiques de recrutement, de rétention et d'incitation, des retombées sur le marché du travail privé avec des pertes de compétitivité associées, ainsi que des problèmes budgétaires ».

Deux questions restent actuellement en suspens. Dans son document de 2019, au titre, quelque peu provocateur, « Are Public Sector Workers in Developing Countries Overpaid ? », la Banque mondiale se demandait si, dans le secteur public, des salaires élevés (et supérieurs à ceux du privé) encouragent une meilleure performance. La Fédération syndicale européenne des services publics (FSESP) a plusieurs fois évoqué les problèmes liés à la mesure de la productivité du secteur public, reconnaissant que « malgré l'utilisation de méthodes de calcul de plus en plus sophistiquées, les tentatives de mesurer la production du secteur public ont à peine résolu le problème fondamental consistant à la définir ». Par contre-coup, il n'existe pas non plus d'étude comparant la productivité des agents de l'État et assimilés et celle des salariés du privé, ainsi que leurs évolutions respectives.

Par ailleurs, la question du « rôle d'entraînement » des salaires du public sur ceux du privé n'est pas tranchée par les économistes, en raison de la variété des situations rencontrées. Plusieurs travaux montrent toutefois que, en cas de prime importante pour les salaires publics – ce qui semble être le cas du Luxembourg – les salariés du privé cherchent à combler l'écart, d'où une augmentation plus rapide de leurs salaires, surtout quand les syndicats sont puissants. Or pour une entreprise, les salaires du personnel sont la source principale de leurs coûts, dont la hausse peut être répercutée sur les prix de vente, alimentant l'inflation. Si, de plus, il existe un dispositif d'indexation automatique, son activation va concerner toutes les rémunérations, du public comme du privé, ainsi que les pensions. D'où un cercle vicieux dont les effets pèsent autant sur les finances publiques que sur la rentabilité des entreprises, obligées de consentir des hausses de salaires qu'elles n'auraient pas forcément accordées. ●



La Grande-Duchesse Charlotte et le Prince Félix reçus au Vatican par le pape Pie XI, en janvier 1930



L'évêque Joseph Philippe (centre) entouré de Mgr Louis Hartmann et de l'abbé Jean Origer, à la sortie de l'église Saint-Joseph à Esch-sur-Alzette

Feuilleton

16

land
05.04.2024

L'Évêque silencieux

IIII Henri Wehenkel

Le 22 juillet 1944, le Prince Félix¹, époux de la Grande-Duchesse Charlotte, en exil à Londres, envoya au Pape Pie XII une lettre de huit pages qui commençait ainsi :

« Très Saint Père, Votre Sainteté m'excusera si je fais usage de la permission qu'elle m'a donnée jadis de me servir dans ma correspondance privée avec votre Sainteté d'une forme non officielle. Je demande également pardon pour le papier qui n'a pas la grandeur voulue, mais je me trouve dans l'impossibilité de m'en procurer d'autre, due aux restrictions imposées par la guerre. »²

Le prince donna au Pape des « nouvelles réconfortantes au point de vue moral de [son] peuple », évoqua l'« exemple magnifique donné par le clergé dans son ensemble », fournit des détails sur les tortures subies par les abbés Origer et Esch et parla des déportés qu'il estimait à plus de 35 000 personnes.³ Il termina son rapport en exprimant « son très vif regret que nous ne savons absolument rien de Mgr. l'Évêque de Luxembourg »⁴.

« Depuis le 10 mai 1940 jusqu'à ce jour pas un mot de signe de vie de sa part. Je suis certain que votre Sainteté comprendra que nous sommes profondément blessés par cette attitude de Mgr. l'Évêque. Je crois savoir qu'il avait l'occasion de nous faire parvenir une parole réconfortante, comme plusieurs de ses subordonnés ont eu le courage de le faire par des voies un peu plus dangereuses que celles qui étaient à la disposition de S. Excellence Mgr. l'Évêque. Je crois que la Grande Duchesse et moi avons toujours, au moins essayé, de donner l'exemple et que nous n'avons pas mérités d'être abandonnés de sorte par votre Évêque. »

Ce qui ne devait être qu'une correspondance privée prit la forme d'un véritable réquisitoire

« Depuis le 10 mai 1940 jusqu'à ce jour pas un mot de signe de vie de sa part. Je suis certain que votre Sainteté comprendra que nous sommes profondément blessés par cette attitude de Mgr. l'Évêque. [...] Il y a deux ans que j'avais ce grief sur le cœur sans oser l'écrire à votre Sainteté par crainte de lui créer des difficultés. »

Lettre du Prince Félix au Pape Pie XII, 22 juillet 1944

contre le prélat incriminé. « Il y a deux ans que j'avais ce grief sur le cœur sans oser l'écrire à votre Sainteté par crainte de lui créer des difficultés. » La lettre était signée : « De Votre Sainteté le très obéissant et dévoué fils Félix de Luxembourg. »

La réponse du Pape fut rédigée le 1^{er} septembre 1944, validée le 14 septembre 1944 par Mgr. Montini, secrétaire d'État de Pie XII et futur Pape Paul VI, et parvint le 27 novembre 1944 au Nonce Apostolique William Godfrey à Londres, où se trouvait le prince Félix depuis son retour de Luxembourg, où il avait participé à la libération du pays. La réponse du Pape fut négative :

« En ce qui concerne Mgr. l'évêque de Luxembourg, le regret de Votre Altesse Royale d'avoir été si longtemps sans nouvelles de lui est certes bien compréhensible. Il est même à Nos yeux une preuve de plus du prix que vous attachez à entretenir de bons rapports avec le pasteur du diocèse, et nous pouvons vous assurer que celui-ci, de son côté, a témoigné plus d'une fois du sûr et fidèle attachement qu'il nourrit envers la Souveraine et la famille grande ducale. Sa longue maladie, et le souci d'épargner au diocèse et à la religion dans le Grand-Duché les rigueurs de l'occupant – dans le cas, nullement improbable, où celui-ci aurait saisi ses lettres – sont peut-être la cause de ce silence. »⁵

Après la Libération, l'Évêque reprit toute sa place à la tête de l'évêché et trouva le temps d'organiser sa défense⁶. Il fallut attendre la fin de l'offensive allemande sur les Ardennes, pour voir l'affaire Philippe rebondir. Le 18 avril 1945, le Nonce Micara se rendit en visite à Luxembourg pour entendre l'Évêque. Le 21 avril 1945, il envoya son rapport au Cardinal Tardini, responsable des Affaires

Externes au Secrétariat d'État du Pape. Ce rapport, nous le reproduisons ci-dessous dans sa quasi-intégralité :

« Monseigneur Philippe, dès qu'il me fut présenté, commença une sorte de défense, de son travail que personne ne lui avait demandée. Il avait été, me dit-il, malade pendant tout le temps de la guerre, et d'autre part, la situation de l'évêque de Luxembourg avait été aussi délicate et épineuse que jamais, les intentions de l'occupant si hostiles, les dangers de graves représailles contre le diocèse si réels, et parfois imminents, comme ceux d'un coup de force contre la personne de l'évêque, qu'il avait dû faire preuve d'un tel tact, d'une telle prudence extrême... qu'il avait dû se faire presque ignorer pour ne pas attirer sur lui l'attention mal disposée de l'occupant... »

« J'interrompis Monseigneur pour lui dire que j'appréciais ce qu'il me disait, mais que cela me paraissait un peu déplacé, puisque pas la moindre remarque n'était sortie de ma bouche sur lui ou sur son travail. C'est exact, a-t-il répondu : Il m'a remercié et s'est calmé. »

« Mais ses paroles m'avaient frappé, à tel point que le Ministre d'État, M. Dupong⁷, un excellent catholique, qui est venu me voir après Monseigneur, s'est étonné de ce que l'Évêque m'avait dit. [...] C'est le préambule, me répondit le ministre, que Monseigneur fait avec tous ceux qu'il voit après la guerre. Il connaît les critiques qui ont été faites et qui sont faites à son égard. Il a reçu, semble-t-il, de nombreuses lettres également de son clergé et craint, dans le cas présent, qu'elles ne soient parvenues au Saint-Siège. J'ai dit à Monseigneur Philippe que je lui serais très reconnaissant de m'écrire un petit rapport sur la situation du diocèse après la guerre,



L'évêque de Luxembourg, Joseph Laurent Philippe, visite le Verband katholischer Jugendvereine en avril 1936

Après l'Occupation, Mgr Joseph Laurent Philippe prétendait avoir adopté une « défense élastique » face aux nazis. Le Prince Félix et le Nonce Micara restaient très dubitatifs, comme le révèlent des archives du Vatican récemment rendues accessibles

sur les dévastations et les dégâts qu'il a subis, ainsi que sur l'état d'esprit de la population. »

« Le lendemain, Monseigneur me renvoyait le 'pro-mémoire' que je joins en copie et dans lequel sont énumérées les mesures prises par l'occupant, mesures gravement préjudiciables non seulement à l'ordre civil et politique du Grand-Duché, mais aussi à l'Église et à la liberté religieuse. »

« Comme vous le verrez, Monseigneur Philippe a également donné, dès le début, le caractère d'une justification de ses actes, justification que personne ne lui a demandée. C'est que, malgré ses affirmations répétées, l'opinion générale au Luxembourg, et Monseigneur le sait, est qu'il n'a jamais osé, ni par écrit, ni par la voix, dire un seul mot de protestation contre les injustices et les cruautés commises par l'occupant. »

« Il a tout accepté : les dispositions les plus vexatoires n'ont suscité aucune réaction de la part de l'autorité diocésaine, et ceux qui en ont été les victimes – prêtres emprisonnés et déportés ; religieux expulsés ; séminaristes expulsés et transférés d'office au séminaire de Trèves, etc. – il n'a jamais prononcé un seul mot de désapprobation à l'égard de ceux qui les ont fait souffrir, ni un seul mot de sympathie ou d'encouragement à leur égard. C'est l'évêque de Trèves qui a élevé la voix dans sa cathédrale pour protester contre l'expulsion des séminaristes de Luxembourg et la fermeture du Séminaire. »

« La liquidation des biens ecclésiastiques et la suppression des associations propriétaires, y compris celle de l'évêché, ainsi que le séquestre des biens des fabriques d'église, etc. n'ont pas suscité un seul mot de désapprobation de la part de l'évêque. Ce dernier a non

seulement toléré en silence la confiscation de la presse catholique, mais il a également admis – sans un mot – que les ordres de l'autorité occupante fussent publiés dans le bulletin officiel du diocèse. »

« Ces faits et d'autres m'ont été rapportés avec amertume par le chef du gouvernement luxembourgeois et le ministre des affaires étrangères. Elles sont sur toutes les lèvres, surtout celles du clergé. La Grande Duchesse elle-même m'en a parlé très délicatement, tandis que le Prince Consort en a parlé très ouvertement. »

« Monseigneur Philippe, pendant la guerre, a joué au malade ; malade d'une maladie providentielle, comme il dit, puisqu'il est maintenant très bien portant, mais qui l'a alors complètement isolé de ses diocésains. Pendant toute la durée de la guerre, il n'a pas écrit une seule lettre pastorale, il n'a pas prononcé un sermon, mais même pas le plus bref des discours, même pas à l'occasion de sa confirmation, qui a été administrée à un moment ou à un autre, exceptionnellement, dans quelque paroisse. »

« Il vivait dans la crainte de se compromettre, de se brouiller avec les Allemands. Il ne manquait pas de gens pour souligner l'attitude énergique des évêques d'Allemagne et de Hollande, qui étaient dans les mêmes conditions et peut-être pires. [...] Depuis la Libération, Mgr Philippe multiplie les écrits, notamment dans le journal catholique de Luxembourg. Ils visent tous à justifier son œuvre, à démontrer que sa tactique était la bonne, que 'l'évêque qui ne parle pas', comme l'appelaient les Allemands, avait raison. Surtout, il tend à insinuer que sa façon de faire était connue et approuvée par le Saint-Siège, qu'il mettait scrupuleusement au courant de tout. »

« Monseigneur Philippe, pendant la guerre, a joué au malade, malade d'une maladie providentielle, comme il dit, puisqu'il est maintenant très bien portant, mais qui l'a alors complètement isolé de ses diocésains. Pendant toute la durée de la guerre, il n'a pas écrit une seule lettre pastorale, il n'a pas prononcé un sermon, même pas le plus bref des discours »

Rapport du Nonce Micara au Cardinal Tardini, 21 avril 1945

« Quant à l'exposé que je joins, Vous en jugerez et en détecterez l'intention et les contradictions. Inutile d'ajouter, après cela, que le prestige de Monseigneur, qui n'a jamais été très grand, est très diminué, surtout, ce qui est très dangereux, auprès du clergé. Il a donné et donne encore l'impression d'une personne qui n'est pas à la hauteur de sa tâche, et il ne fait pas le moindre effort pour gagner une quelconque sympathie. (...) »⁸

Le verdict du cardinal était sans appel. L'Évêque Philippe était, selon lui, un malade imaginaire, un tricheur, un incapable et il avait tout accepté. Ce n'étaient pas les milieux anticléricaux qui le disaient, mais la Grande Duchesse, le Prince Félix de Bourbon-Parme, les ministres catholiques et de nombreux membres du clergé.

Mgr. Philippe remit au Cardinal un mémoire de dix pages au titre pathétique « Le Calvaire du Diocèse de Luxembourg sous la Botte Allemande ». Nous en citerons les conclusions :

« 10 mai 1940. (...) L'Évêque reste à son poste. Il nomme un vicaire général et donne par écrit à deux autres prêtres les pouvoirs nécessaires pour l'administration du diocèse au cas où lui-même serait empêché d'exercer ses fonctions. [...] Il s'abstient de toute relation, fût-ce de simple politesse, avec l'occupant. La fureur des autorités allemandes, déconcertées par l'attitude de 'l'évêque silencieux', dont elles sentent partout la résistance opiniâtre mais trop fine pour offrir une prise à leurs paragraphes, justifie à elle-seule la politique adoptée. Les événements confirment ce jugement. Grâce à cette prudente et habile diplomatie, il a été possible de maintenir durant toute l'occupation les



L'évêque Joseph Philippe à la sortie de la Cathédrale en 1941. Derrière lui, le diplomate américain, George Platt Waller

[Suite de la page 17]

cadres du diocèse – seul organisme national subsistant – et de sauver dans toute la mesure du possible la substance de l'Église catholique du Luxembourg. »

« Quant aux empiétements des Nazis sur les droits de l'Église, l'Évêque partageait trop l'absolue confiance de ses compatriotes dans la victoire finale des armées alliées pour ne pas y voir une épreuve passagère et un épisode sans lendemain. Dans ces conditions il était de bonne politique de se taire et d'attendre dans toute la mesure du possible, et même céder apparemment dans des questions d'im-

portance secondaire, plutôt que de relever chaque défi et d'engager à tout propos des discussions politiques. »

« Si d'aucuns auraient préféré voir leur évêque jouer au martyr, les événements ont pleinement justifié la politique adoptée par le chef du diocèse. Grâce à sa 'défense élastique', rien d'irréparable ne s'est accompli. L'existence du diocèse a été sauvée [...], le clergé a pu remplir ses fonctions [...], le culte a été maintenu, [...] les biens d'église ont été sauvés [...]. Le rôle le plus ingrat était dévolu au chef du diocèse lui-même. Aux souffrances physiques et morales dues aux luttes incessantes avec un adversaire sans foi ni loi, il faut ajouter l'in-

compréhension que sa manière d'agir risquait de rencontrer chez certaines de ses ouailles moins au courant de la situation réelle. Pourtant combien plus facile n'eût-il pas été pour l'Évêque de jeter un défi public à la face des Nazis et de se laisser exiler ou même incarcérer, abandonnant le diocèse à la désagrégation et à la vengeance de l'agresseur. »⁹

Qui avait raison, le Cardinal ou l'Évêque ? Mgr. Philippe avait-il sauvé l'essentiel, c'est-à-dire les cadres, les biens et le culte en cédant sur l'accessoire, les prières publiques, la presse catholique, les grandes processions, les couvents, l'enseignement religieux à l'école ? Qu'entendait-il par défense élastique ? Se taire et attendre ?

L'Évêque n'avait peut-être pas collaboré. Il avait protesté, mais silencieusement, secrètement, reclus dans sa maison, exilé volontaire, en retrait mais pourtant en communication indirecte avec l'ennemi par l'intermédiaire de son secrétaire, Mgr Hartmann. Il a négocié avec les nazis, mais à partir d'une position de faiblesse. Pour exiger et réclamer ? Ou pour céder et recevoir des instructions ?

A-t-il renié les abbés Origer et Esch au moment de leur incarcération en septembre 1940 ? A-t-il fait ses adieux aux curés expulsés en mai 1941 ? A-t-il dit un seul mot sur la persécution des juifs ? A-t-il conseillé aux jeunes gens appelés sous les armes à se cacher et a-t-

il exhorté les curés à apporter les secours de l'Église aux réfractaires ? Non, dit-il, il partageait la confiance absolue de ses compatriotes dans la victoire finale des armées alliées pour dire ou faire quoi que ce soit. Il préférerait risquer l'incompréhension plutôt que jeter un défi public à l'occupant ou jouer au martyr. Son héroïsme a été de rester à son poste.

Par sa défense, l'Évêque silencieux accuse et s'accuse. Il accuse ceux qui ne sont pas restés à leur poste, ceux qui sont partis en exil et ceux qui ont préféré jouer au martyr. Il met en évidence son choix de l'inaction et de la non-résistance et révèle l'existence de deux conceptions au sein de l'Église avec d'un côté la hiérarchie et les notables prêts à toutes les concessions et de l'autre côté une Église combattante, militante et résistante, proche des soucis du peuple catholique.¹⁰

L'Évêque resta à son poste et le voile du silence recouvrit les faits et gestes de l'évêque silencieux. L'Église n'avait pas l'habitude de laver son linge sale en public et Mgr Philippe n'avait finalement fait que suivre que l'exemple de Pie XII, aussi silencieux que lui¹¹. ●

¹ Le Prince Félix de Bourbon Parme (1893-1970) était le frère de l'impératrice d'Autriche et des prince Sixte et François-Xavier, prétendants au trône d'Espagne. Il épousa en 1919 la Grande Duchesse Charlotte et partit avec elle en exil.

² Fonds Segretaria di Stato, 7514, Titoli, anno 1944, Stati, Corpo Diplomatico 216, fascicolo 5: Londres, 22 juillet 1944, Prince Félix à Pape Pie XII.

³ L'abbé Jean Origer était le directeur et l'abbé Jean-Baptiste Esch le rédacteur en chef du quotidien *Luxemburger Wort*, propriété de l'Évêché. Ils furent arrêtés le 6 septembre 1940 et sont morts à Dachau en août 1942.

⁴ Mgr. Joseph Philippe (1877-1956). Membre de la Congrégation du Sacré Cœur, il fut désigné de Luxembourg en 1935 comme le candidat du compromis contre les candidats pro-français Origer et pro-allemand Majerus. Âgé de 63 ans et souffrant de rhumatismes, il désigna en octobre 1940 son secrétaire, Mgr Louis Hartmann, pour négocier avec les responsables nazis. Voir René Fisch : *Die Luxemburger Kirche im 2. Weltkrieg*, 1991; Émile Krier: *Deutsche Kultur- und Volkstumspolitik in Luxemburg*, 1978.

⁵ Fonds Segretaria di Stato, 7514, Titoli, anno 1944, Stati, Corpo Diplomatico 216, fascicolo 5 : Rome 14 septembre 1944, Pape Pie XII à Prince Félix.

⁶ *Kirchlicher Anzeiger*, 25.9.1944: « E Beschofswuert un d'Letzebuerger Land ». Voir Dostert, *Luxemburg zwischen Selbstbehauptung und nationaler Selbstaufgabe*, 1985, p.164. Voir aussi l'allocation de l'Évêque devant le clergé de la Ville de Luxembourg, *Luxemburger Wort*, 2 janvier 1946.

⁷ Pierre Dupong (1885-1953), Premier ministre de 1937 à 1953, en exil à Montréal, fervent catholique et correspondant privilégié du Vatican au même titre que le Prince Félix.

⁸ Fonds Segretaria di Stato, 7514, Titoli, anno 1944, Stati, Corpo Diplomatico 216, fascicolo 5 : Bruxelles, 19 avril 1945, Micara à Tardini.

⁹ Fonds Segretaria di Stato, 7514, Titoli, anno 1944, Stati, Corpo Diplomatico 216, fascicolo 1: « Le Calvaire du Diocèse de Luxembourg » -

¹⁰ Sur 466 prêtres du diocèse, 58 furent arrêtés, 19 furent déportés aux camps de concentration, sept y trouvèrent la mort. Voir Dostert, *op. cit.*, p. 153.

¹¹ Dostert (*op. cit.*, p. 140-142 : « Diese institutionelle Bewährungspolitik der katholischen Kirche stand im Gegensatz zum aktiven Widerstand einzelner Mitglieder des Klerus. (...) Sowohl der Papst als auch die grosse Masse der Gläubigen schwiegen. Dies bestätigte die Nationalsozialisten in ihrem Vorgehen (...) ». Voir aussi Georges Hellinghausen in *Et war alles net sou einfach. Questions sur le Luxembourg et la Deuxième Guerre Mondiale*, 2002, p. 235 : « Dass das vorsichtige Auftreten Philippes, der auch dem Klerus Zurückhaltung in seinen Äußerungen geboten hatte, zu unterschiedlichen Interpretationen in und nach dem Krieg Anlass geben konnte, dessen war sich der Hauptträger dieser auf Bedachtsamkeit ausgerichteten Realpolitik bewusst. (...) Sie entsprach derjenigen vieler exponierter kirchlicher Persönlichkeiten, nicht zuletzt der des Papstes. »

Les archives du Vatican

Depuis 2020 les archives du Pontificat de Pie XII sont enfin accessibles aux chercheurs. Dans le cadre d'une tournée de prospection pour l'Université du Luxembourg, Denis Scuto a rendu visite à la Cité du Vatican et a ramené un important trésor d'archives sur la période de la Deuxième Guerre mondiale. Les documents en question appartiennent au fonds de la Nonciature en Belgique

et du Secrétariat d'État du Pape et sont classés sous les cotes 7512 et 7514. Il s'agit de 43 documents qui concernent la période de mai-juin 1940 (départ de la Grande Duchesse et appel au retour de la Grande Duchesse), celle de 1941-1944 (correspondance du gouvernement en exil avec le Vatican) et celle de 1944-1945 (rôle de l'évêque Philippe, l'affaire Pierre Prüm, la menace communiste). HW

Juste esthétique ?

III Marianne Brausch

On se fera un avis à la Kunschthal Esch si la peinture historicisante est une nouvelle tendance de l’art contemporain et si elle délivre un message

La Kunschthal Esch est un très grand espace. Quasi muséal quand y sont exposées, comme actuellement, 70 œuvres de Titus Schade, un peintre de la Nouvelle École de Leipzig, né en 1986, qui fut l’élève de Neo Rauch. *Tektonik*, est le titre de l’exposition, utilisant des motifs vernaculaires du passé de manière récurrente – ici des maisons à colombage et des moulins à vent. Schade suit bien la tendance figurative de son « maître », mais dans le cas de Rauch, c’était une peinture à message pour déjouer la censure.

On peut sortir séduit de cette présentation, car elle rappellera à beaucoup de visiteurs les trains miniatures et les maisons de poupées avec lesquels ils jouaient enfants. Les éléments sont d’ailleurs alignés dans des tons roses sur des étagères – moulin à vent, maisons à façade pignon, à tourelles ou grosse ferme. Par deux losanges dans le mur, on peut même voir une maquette fabriquée dans ces matériaux typiques. Mais à contrario, les immeubles ici sont des gratte-ciels et non des maisonnettes miniatures. C’est surprenant, car on voit là les seules expressions architecturales contemporaines de l’exposition.

Schade nous arracherait-il ainsi à nos rêves régressifs ? Les moins jeunes des visiteurs ne pourront s’empêcher de penser aux périodes les plus sombres de l’histoire allemande du vingtième siècle : le Troisième Reich puis l’époque de la DDR. On ressortira alors avec un sentiment de malaise de l’exposition. Faussement historique, caractéristique de la Nouvelle École de Leipzig, c’est dans l’ex-Allemagne de l’Est que Neo Rauch reçut sa formation. Mais on peut se demander pourquoi Titus Schade, qui certes fut son élève, mais qui est né à peine trois ans avant la chute du Mur de Berlin, colle de manière encore plus « réaliste » à des éléments vernaculaires du passé.

Sa technique est assurément de grand talent. On peut évoquer René Magritte ou Edward Hopper. Car ses œuvres ont quelque chose de statique, d’arrêté dans le temps, d’autant qu’il n’y a aucun personnage, aucun signe de vie, à part exceptionnellement, quelques objets dans la vitrine d’une boutique et une scène d’intérieur. Une cruche, quelques fruits, un tableau accroché au mur. C’est dans la série des acryliques sur bois de 2023 où Titus Schade reprend ses motifs récurrents, mais cette fois à la manière des motifs des carreaux de faïence de Delft en bleu et blanc.

On risquera une explication toute personnelle à la présence quasi permanente, que ce soit dans les peintures les plus récentes ou plus anciennes, de ce qui semble être un bâtiment fétiche : un moulin à vent, présent d’ailleurs dans l’exposition sous forme de maquette géante. Rembrandt n’était-il pas fils de meunier ? Son fils de ne s’appelait-il pas Titus ? D’où aussi le glissement actuel vers un sujet typiquement hollandais ? *Tektonik*... Certes, il y a quelques glissements de terrain, quelques roches, un volcan en éruption. Est-ce la retombée de ce nuage de cendres qui donne à la majorité des peintures des teintes grisâtres, brunes, d’un jaune incandescent ?

Il y a aussi des croix dans la peinture de Schade, que dessine aussi le mouvement à l’arrêt des ailes des moulins à vent, et puis d’autres symboles que l’on peut interpréter comme ceux d’une catastrophe : des bûchers fumants, des bougies sur un pas de porte. À croire que le vaisseau fantôme de Nosferatu a accosté et que ses rats ont répandu la peste dans ces bourgades moyenâgeuses. Les plus avisés des visiteurs penseront que ces signes de malédiction ont fait leur réapparition à notre époque, ceux qui fragilisent insidieusement la démocratie. Schade fait-il aussi directement allusion à l’agression russe de l’Ukraine ? Des chars ou des tours mi-

litaires pourraient le faire penser. Hélas, ce tableau date de 2010, soit au tout début de sa carrière.

Tektonik... Il nous a semblé que ce terme emprunté à la géologie et au mouvement des plaques terrestres, est pris à rebours de sa signification : car outre que les villes de Schade ressemblent à des décors de théâtre, beaucoup de ses bâtiments sont hors sol. Soit posés sur un meuble, soit sur des rayonnages d’étagères, qui d’ailleurs s’écroulent, entraînant la peinture même vers l’abîme. Difficile en effet d’imaginer la répétition indéfinie de ces mêmes motifs à l’avenir. Certes, des peintres ont décliné le mêmes motif toute leur vie (Buren, Soulages). Mais c’est aller au bout d’une thématique dans ses variations infinies.

On imagine mal le même processus dans le cas du monde médiéval de Schade, même s’il est confronté ou couplé à des éléments d’autres périodes historiques, de plus en plus proches de notre temps : l’architecture paysanne (une grange), industrielle (une usine), logement (un immeuble à appartements moderniste) voire le style dépouillé du Bauhaus.

Christian Mosar, directeur des lieux et commissaire de l’exposition, qui soutient habituellement des artistes « avant-gardistes » et a été un critique d’art redouté, montre ici un genre de peinture d’un classicisme avec certes quelques touches surréalistes, fantastiques au sens du terme anglais de *fantasy*. L’esthétique seule risque de plaire et ça nous dérange. ●

Tektonik de Titus Schade, est à voir jusqu’au 1^{er} septembre à la Kunschthal Esch



Architecture vernaculaire et moulins à vent : les motifs récurrents de Titus Schade

Christof Weber

Cultiver la créativité, les artistes en résidence

IIII Yolène Le Bras

La semaine dernière se déroulait à l’Université du Luxembourg la rencontre interdisciplinaire sur le thème de l’éducation artistique au prisme des résidences d’artistes en milieu scolaire. Les intervenants racontent leurs belles réussites et les obstacles encore présents

Dans son discours de 1966 à l’occasion de l’inauguration de la Maison de la culture d’Amiens, André Malraux opposait l’amour de l’art et de la culture à la pédagogie et à l’école : « L’Université est ici pour enseigner. Nous sommes ici pour enseigner à aimer ». Cette même année, le sociologue Pierre Bourdieu va à l’encontre de cette vision. Dans son livre *L’Amour de l’art*, écrit avec Alain Darbel, il affirme que « l’accès aux trésors artistiques est à la fois ouvert à tous et interdit en fait au plus grand nombre » et questionne : « Ne fallait-il pas qu’ils [les « amoureux de l’art »] fussent prédisposés à recevoir la grâce pour aller à sa rencontre et pour l’accueillir ? ». En 1990, un article du *Monde* souligne l’impuissance des institutions à abolir les inégalités sociales vis-à-vis de l’art, celles-ci ne parvenant pas à dis-

Les changements dans la manière d’enseigner sont palpables : artistes et professeurs se complètent dans une « réinvention sociale »

soudre les « barrières matérielles et symboliques » bloquant encore l’accès aux « pratiques dites cultivées ». L’article souligne également la difficulté à modifier la « lourdeur de l’héritage culturel ».

L’éducation artistique et culturelle (EAC) apparaît alors comme un « remède miracle » pour faire face à ces obstacles. L’un de ses grands axes est la Résidence d’artistes en milieu scolaire (que l’on résume par l’acronyme Rams). Cet aspect a fait l’objet du colloque *L’EAC au prisme des Rams et de l’enseignement des langues* qui s’est déroulé le mercredi 27 et le jeudi 28 mars au Campus Belval. Organisée en collaboration entre la Fondation Sommer et le Master en enseignement secondaire de l’Université du Luxembourg, cette rencontre interdisciplinaire a confronté les points de vue d’enseignants, d’artistes mais aussi de différents acteurs d’institutions culturelles de la Grande Région. Créée en 2016 par Pierre Brahms, la Fondation Sommer s’est donnée pour but de renforcer l’*empowerment* des enfants et des jeunes à travers l’art et la culture. Le Kulturentwécklungsplang (KEP) 2018-2028, quant à lui, compte parmi ses recommandations celle de « réserver une place plus importante à l’éducation artistique et culturelle dans l’enseignement en favorisant une approche transversale » et celle de « considérer, développer et promouvoir davantage l’éducation artistique et culturelle non formelle ».

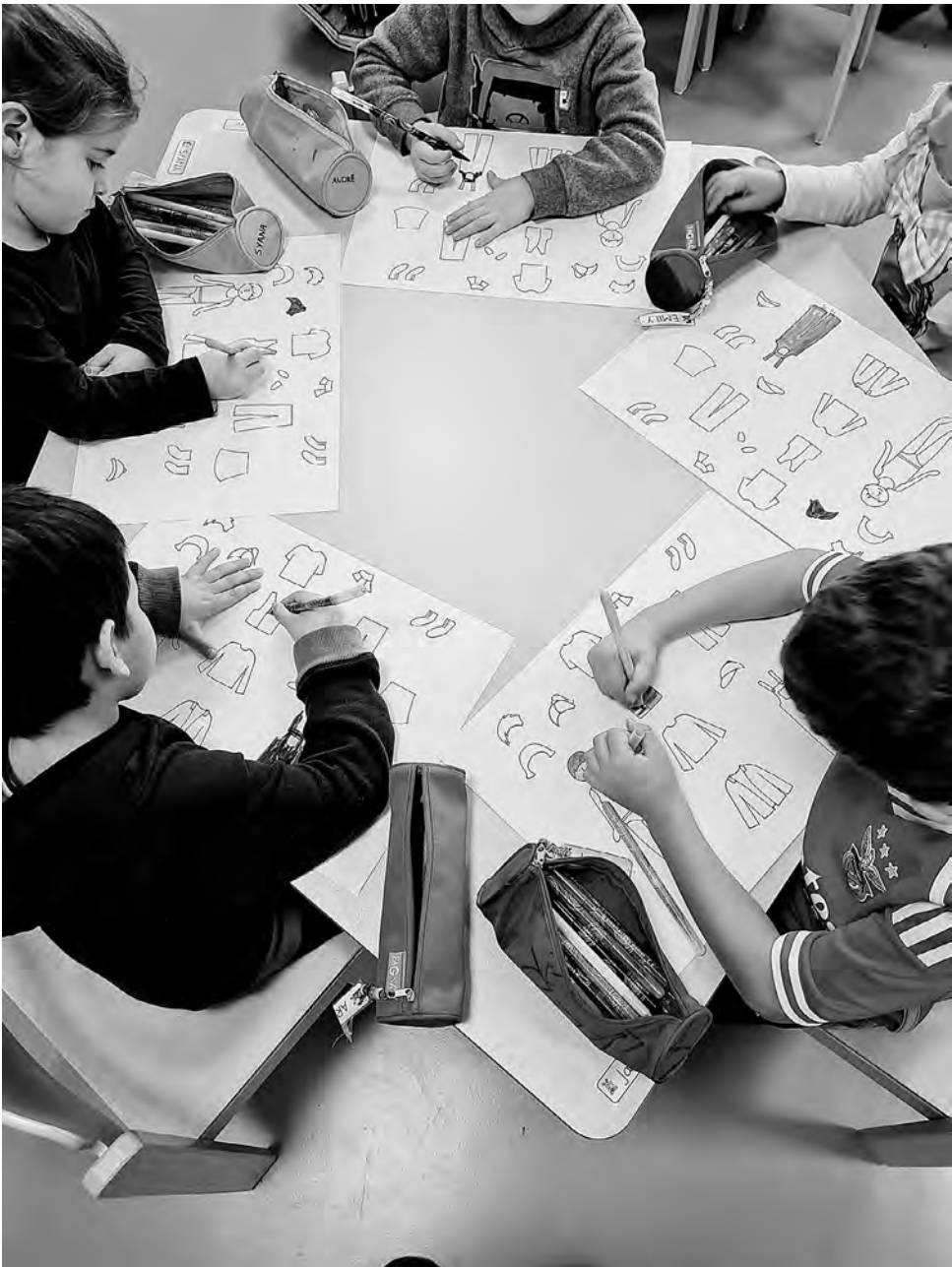
À voir les initiatives déjà en place au Grand-Duché, telles que la gratuité de l’enseignement musical, les différents ateliers artistiques ou encore le fait que la majorité des musées du pays soit gratuit pour les jeunes, on pourrait penser que tout a été fait et qu’il n’y a plus de raison de se plaindre. Pourtant, Céline Schall, s’appuyant sur une étude menée à Esch en 2022 auprès de 894 personnes, montre que les 15-19 ans, font moins de sorties culturelles qu’auparavant, le cinéma mis à part. La chercheuse en sciences de la culture à l’Université du Luxembourg estime que, plus qu’une tendance liée à l’âge des interrogés, il s’agirait d’une différence générationnelle, les jeunes se concentrant surtout sur les loisirs numériques. L’éducation artistique est encore considérée comme secondaire et pâtit d’un manque de reconnaissance dans le milieu scolaire. Il existe trop peu de structures créant des liens entre le monde de la culture et celui de l’école. La sociologue de l’éducation Anne Barrère préconise des dispositifs qui demandent de changer du cadre scolaire classique avec un professeur devant ses trente élèves dans l’espace de la classe. Les résidences artistiques en milieu scolaires font partie de ces dispositifs, les artistes poussant les élèves de tout âge à faire un « pas de côté ». Ces résidences permettent, comme l’explique la directrice de la Fondation Sommer Sandrine Guivarch, de délocaliser le lieu de recherche et de création des artistes. Dans une école participante, deux ou trois classes sont réellement « embarquées » dans le projet et vont, par exemple, faire quotidiennement des exercices de « co-écriture ». D’autres classes vont seulement être « concernées » et réaliser des ateliers ponctuels. Enfin, dans l’idéal, tout le reste de l’établissement est « sensibilisé » à la présence de l’artiste. Si les élèves aiment avoir un résultat final concret tel qu’un ouvrage, une fresque ou encore une pièce de théâtre, c’est bien le processus créatif qui est le plus important. Un bilan est aussi dressé à l’attention des parents afin de renforcer la légitimité d’un tel projet. Au cours d’une Rams, l’artiste consacre généralement deux tiers de son temps à son projet et un tiers avec les élèves. Cette résidence se veut aussi transdisciplinaire et tous les enseignants, pas seulement ceux liés au domaine de l’art, s’y investissent.

« Les deux points essentiels dans la relation enseignant-artiste sont le sens et la confiance », résume Caroline Jeudy, professeure d’éducation physique et sportive au Lycée Vauban. Celle-ci s’est tournée, il y a dix ans, vers Julie Barthélémy, danseuse et chorégraphe. Le duo propose des ateliers de danse contemporaine. Les deux femmes s’amuse-
ment des ressemblances entre une telle coopération sur le long terme et une relation conjugale : « Parfois, quand je fais



Vauban

Le travail chorégraphique de Julie Barthélémy au Lycée Vauban



Le metteur en scène Dan Tanson a travaillé avec des élèves du cycle 1 au Kannercampus de Belval



Le résultat de la résidence d’Emma Dupré au Lycée des arts et métiers était présenté au Casino Display

cours mais que Julie n’est pas là, je me demande ce qu’elle en aurait pensé, ce qu’elle aurait fait elle... » confie l’enseignante. « On fait en sorte que cette relation ne devienne pas toxique » ironise la danseuse. « Il existe une zone de risque artistique pour moi et une zone de risque pédagogique pour Caroline » souligne-elle aussi. Il est en effet essentiel que l’artiste et l’éducateur apprennent à se connaître avant d’être face aux élèves. Sans cela, les égos peuvent être mis à mal, le premier se sentant privé de sa liberté artistique, le second ayant le sentiment de perdre le contrôle de sa classe. Julie Barthélemy, qui ne travaille pas uniquement avec Caroline Jeudy, a parfois l’impression que l’école en attend trop de sa participation : « Je ne suis pas une coach ! » rappelle-t-elle. L’enseignant doit aussi apprendre à laisser ses élèves s’exprimer librement, en témoigne l’expérience vécue par la compagnie franco-luxembourgeoise de spectacle vivant et d’art plastique Eddi van Tsui. Le collectif a mené, dans le cadre de l’exposition *Esch-Mars*, un débat citoyen et a interrogé pour cela des enfants à partir de huit ans sur leur système politique idéal. L’un des membres du collectif, la metteuse en scène et plasticienne Sandy Flinto, précise que les professeurs ne doivent pas trop intervenir, avec leur pensée d’adulte, au risque de brider l’imagination de leurs élèves.

Il est aussi difficile d’évaluer des projets où la créativité des enfants et adolescents occupe une telle place. Auteure et enseignante de français au Lycée Hubert Clement à Esch-sur-Alzette, Alexandra Fixmer avoue : « Je suis dans l’impossibilité de noter le travail de mes élèves ». En 2010, l’écrivaine a été responsable de l’atelier de poésie du Lycée de garçons à Luxembourg et a publié l’anthologie de leurs poèmes : *Citron vers. Poèmes pressés*. C’est après avoir fait préfacier ce recueil par l’écrivain Lambert Schlechter que lui vient l’idée de recevoir des poètes et des écrivains au lycée, « pour créer cette envie d’écrire auprès des jeunes ». À la question portant sur l’originalité des textes proposés par ses élèves, à qui il arrive d’user de clichés d’intrigue ou

« *Le plus intéressant, c’est quand ça dérape, que ça sort des consignes* »

Alexandra Fixmer, auteure et enseignante

de personnages, Fixmer préfère le mot « authenticité » qu’elle retrouve surtout dans la poésie : « C’est un vrai espace de liberté. Ce qui est le plus intéressant, c’est quand ça déraile, que ça sort des consignes ». Produire un ouvrage collectif permet aussi aux jeunes de prendre conscience de la réalité du métier d’écrivain, bien souvent idéalisé. L’écrivaine Claudine Muno témoigne : « Au départ les enfants nous prennent un peu pour des magiciens puis ils comprennent qu’on écrit un livre en travaillant tous les jours ». Ian De Toffoli, chercheur, romancier, critique et surtout dramaturge estime aussi que les interventions en milieu scolaire permettent de démystifier le métier d’écrivain. Être fier de ce qu’on a écrit, c’est aussi, selon Tullio Forgiarini, auteur notamment de *La Ballade de Lucienne Jourdain*, comprendre l’importance du français et donc trouver un sens à apprendre les pénibles règles de grammaire. Les auteurs y gagnent aussi. Muno, impressionnée par le style d’une de ses élèves, s’en est inspirée. Forgiarini apprécie le

langage cru que certains peuvent utiliser ce qui débouche sur des paragraphes qui sonnent très vrais, tandis que De Toffoli sème de leur effort pour travailler le style et les techniques. Il affirme, enthousiaste : « C’est tout le jeu, je dirais même la jouissance du texte. ».

Pour clore la rencontre interdisciplinaire qu’elle a organisée avec Sandrine Guivarch, Tonia Raus, professeure adjointe en langue et littératures françaises et leurs didactiques, souligne que des changements dans la manière d’enseigner sont déjà palpables, que la complémentarité entre l’artiste et l’enseignant est à assumer afin de faire de ces rencontres des « réinventions sociales ». Outre le milieu scolaire, ces rencontres ont aussi lieu entre les artistes et les scientifiques. C’est le cas des frères Godinho et de Giovanni Zazzerra qui, dans le cadre d’un futur spectacle de danse portant sur la mémoire et la démence, *Labyrinth*, ont passé une semaine à l’Université du Luxembourg, partageant leur temps entre l’échange avec les chercheurs et leur projet. Ce n’est pas la première fois que le laboratoire collabore avec des artistes, l’association Art2Cure a déjà exposé des œuvres d’art afin de collecter des fonds pour la recherche sur les maladies neurodégénératives. Dix cerveaux géants de *Mind the Brain*, illustrant chacun une maladie, avaient peuplé la ville d’Esch en 2019 pour célébrer les dix ans de recherche biomédicale. Devant la complexité fascinante du cerveau et de ses synapses, le metteur en scène Fabio Godinho explique avoir voulu ramener de la poésie, de l’empathie, de l’imaginaire et de l’incertitude. Une incertitude partagée, selon le danseur et chorégraphe Giovanni Zazzera, par les scientifiques. « Eux aussi ils acceptent l’incertitude, ils ont l’honnêteté d’avouer qu’ils ne savent pas ». Les artistes apportent leur propre point de vue, à l’image de Marco Godinho face à une carte scientifique qu’il ne sait pas déchiffrer : « Moi je m’inventais une histoire qui n’a rien à voir... » confie-t-il en riant. Si, comme disait le peintre et sculpteur Jean Dubuffet « l’art ne vient pas se coucher dans les lits qu’on a faits pour lui », il reste un invité à privilégier. ●



Le son de l’anthropocène

Décidemment, le son est un domaine de recherche artistique en pointe. Pour sa participation à la biennale d’art de Venise, qui s’ouvrira dans deux semaines, le Luxembourg a choisi le projet d’Andrea Mancini sur la transmission et transformation du son. Pour l’année prochaine et la biennale d’architecture, le jury a sélectionné *Sonic Investigations* de Mike Fritsch, Alice Loumeau et Valentin Bansac (photo: Simon Nicoloso. Leur réflexion s’articule autour de la pratique acoustique et propose une exploration sensible du territoire luxembourgeois à travers différents environnements, endroits et une pluralité de voix. L’idée est de rendre audible l’impact de l’activité humaine sur nos écosystèmes. Immersive, ambitieuse et radicale, cette proposition entend prendre le contre-pied de l’hégémonie des images pour ouvrir à de nouvelles réflexions et approches sensorielles des pratiques architecturales. « Le projet a été retenu pour sa capacité à soulever des problématiques contemporaines d’envergure liées aux espaces construits, pour sa remise en question de notre appréhension normative des territoires, la documentation sourcée et référencée qu’il convoque ainsi que sa cohérence conceptuelle et curatoriale », note le jury. Les trois architectes qui signent *Sonic Investigations* travaillent entre la France et le Luxembourg. Ils ont notamment collaboré plusieurs années à l’OMA de Rem Koolhaas à Rotterdam, Paris ou Londres. FC

La grâce en poésie

La 17^e édition du Printemps des Poètes-Luxembourg se tiendra les 26, 27 et 28 avril autour du thème de « La Grâce ». Douze poètes et poétesses de toute l’Europe participeront cette année. Le programme correspond à ce qui est proposé presque depuis le début. Une soirée de lancement à la Kulturfabrik avec une première salve de six lectures avec la musique de Maxime Bender et de Napoleon Gold. La soirée verra aussi la participation des lauréats du concours Jeune printemps. Le dimanche, la galerie Simoncini

accueillera les six autres poètes en matinée. Et entre les deux, samedi soir, la Grande nuit de la poésie sera organisée à Neimënster avec les douze auteur et autrices qui liront leur textes, accompagnés musicalement par Beatriz Jiménez.

Pour témoigner de son soutien à la poésie et à cette manifestation, le *Land* publie plusieurs textes en amont de l’événement. On commence avec Prisca Agustoni (photo : Julien Chavaillaz), née à Lugano en 1975. Poétesse et traductrice, elle écrit en italien, français et portugais. Auteure d’une dizaine d’ouvrages, elle est la fondatrice de la maison d’édition brésilienne « Sans Chapeau ». FC

*Dans l’obscurité du village
entre la crampe du bruit,
un vacarme sourd et dur
qui contracte le sommeil.*

*Pendant que tous dorment,
l’enfant, somnambule,
cherche sa tétine perdue
entre les draps et le coussin,*

*yeux ouverts et pieds nus,
il s’approche de la porte
et sans la voir
prend la nuit en pleine face,
un choc violent,*

le poing sourd de l’univers

(Extrait de *Verso la ruggine.*
Novara, Interlinea, 2022.
Traduction : Anita Rochédy)



L’alimentation, un fait culturel

Dans le cadre de son exposition actuelle *All You Can Eat* (jusqu’en juillet), le Lëtzebuerg City Museum publie un ouvrage scientifique au sujet de la nourriture au Luxembourg. Trois volumes sont annoncés, dont le premier, *Cultures alimentaires au Luxembourg*, vient de paraître. Les contributions de spécialistes en histoire, linguistique, agriculture et sécurité alimentaire se penchent sur la production et la vente des denrées alimentaires. Cela débute avec l’agriculture et le maraîchage avec des réflexions et analyses sur l’introduction de la pomme de terre au Luxembourg, l’évolution de l’école agricole, les manuels de maraîchage du début du vingtième siècle ou la trace des activités agricoles dans les noms de lieux-dits. Suit un chapitre sur la transformation alimentaire : l’abattage des animaux dans la ville, l’histoire des marques nationales luxembourgeoises, le destin d’une boulangerie familiale et la législation concernant la sécurité alimentaire. Enfin, le dernier chapitre est consacré au commerce et passe en revue les marchés hebdomadaires, les mutations du commerce de détail alimentaire et l’économie des produits alimentaires en provenance des colonies. 240 pages richement illustrées avec des textes en français, allemand et luxembourgeois. (40 euros.) FC

Destin d’un homme-écran

IIII Josée Zeimes

Le monologue *Juste un homme, avec un fusil*, une production de la Compagnie Le Barbanchu, confronte le public à la vie d’un homme, victime de l’univers des écrans qui l’emprisonne et le mène au bord de la folie. Godefroy Gordet, l’auteur, metteur en scène et journaliste (et collaborateur régulier au *Land*) côtoie longtemps ses personnages, les interroge, les remodèle dans leur univers avant de se « libérer » d’eux pour investir le plateau du théâtre.

Un jeune homme sans nom, un marginal, parle de sa vie et de ses préoccupations : il est vendeur de télévisions dans un petit magasin de ville, passe ses journées de travail au milieu des écrans qui déversent un flot d’images. Un mardi sa femme le quitte et sa vie est chamboulée. Le mardi suivant il est là, au magasin, un fusil à la main : va-t-il le diriger contre quelqu’un ? À la télévision, dans une édition spéciale, on parle d’un type en costume-cravate qui a été kidnappé.

L’homme monologue sur scène, évoque des bribes de sa vie, se rappelle ses rêves d’enfance où tout était possible : de beaux moments dans le jeu du comédien Romain Ravenel. « J’ai fini d’être un gosse, et j’ai grandi. Je suis devenu l’ignoble mec que je ne voulais pas devenir, d’une normalité triste. Et autour, le monde, mon monde, s’est effrité. »

Peu à peu il est devenu captif d’un univers formaté par les écrans, qui le bombardent d’images et qui lui font vivre de multiples vies mais brouillent la sienne, en lui faisant perdre toute orientation. Il vit barricadé dans son magasin, au milieu d’un tas de télévisions renversées sur le sol ; pour illustrer sa dépendance (et son attirance), il va jusqu’à fourrer sa tête – jolie trouvaille – dans les « entrailles » d’un téléviseur. Il se perd, frôle la folie et parle d’un kidnapping, réalité ou fantasme ?

Sur un grand écran monté sur le fond de scène, une création numérique et une scénographie variées d’Eric Chapuis et Guillaume Walle, défilent des images témoins du mental du protagoniste, des publicités, des promesses trompeuses en fait, clamant par exemple « Le futur vous appartient ». À plusieurs reprises la chanteuse Stéphaney Ortega intervient au milieu du public et évoque entre autres les relations compliquées au sein du couple.

Le protagoniste se perd, tourne à vide, frôle la folie

Incapable d’assumer ses propres déceptions et d’aider sa femme à surmonter une expérience traumatisante, suivie du départ de celle qu’il aime, le protagoniste se perd, tourne à vide, frôle la folie, des thèmes illustrés par la création musicale de Sylvain Montagnon et Grégory Marongio. Ces moments témoignent d’une mise en scène inventive et d’un jeu très juste. Son téléphone à la main, le personnage finit par quitter le plateau pour rejoindre et filmer le hors-scène du théâtre.

L’objectif de *Juste un homme, avec un fusil* est de susciter la réflexion face à notre monde superconnecté, qui risque d’entremêler virtualité et réalité et de mener l’homme au bord d’un fossé. Le sujet du monologue de l’homme au fusil, qui essaie donc de réagir, s’est dégagé à travers plusieurs étapes de préparation et travail en résidence : le Talent-LAB des Théâtres de la Ville de Luxembourg, le Fundamental Monodrama Festival, une résidence à la Kufa, pour aboutir à la représentation au Escher Theater.

Ces diverses étapes montrent que l’auteur Godefroy Gordet donne une vive importance au sujet, il essaie de le tester face à plusieurs publics. Le risque est pourtant – d’autant plus qu’il cumule les fonctions d’auteur et de metteur en scène – de surcharger la représentation finale, à la chronologie non linéaire : avec au début, une partie théorique en voix off, le monologue accompagné d’une création numérique et musicale avec une chanteuse live et que ainsi il sollicite trop le public.

Juste un homme, avec un fusil est une création intéressante et exigeante portant sur un problème majeur de notre société, mettant en scène une équipe engagée. ●



Quand la télévision avale le spectateur

Patrick Galbats

Raum für den eigenen Kosmos

III Anina Valle Thiele

Die interdisziplinäre Performance *Cosmos (Not enough)*, die Sascha Ley gemeinsam mit Krischan Kriesten kreiert hat, ist eine sinnliche Collage über Perzeptionen von Lust und Liebe



Sascha Ley

Bohumil Kostomrz

Das TNL mausert sich zu einer Bühne, die eigenwilligen Solo-Darbietungen starker Frauen zunehmend Raum gibt, ohne dabei auf Heiner Müller und herausfordernde Themen (Paul Celan/Leni Riefenstahl) zu verzichten. In der vorletzten Spielzeit lieferte Marie Jung mit *Poupette* eine eindrucksvolle Performance. Letztes Jahr zeigte Gintaré Parulyté mit ihrem Stück *Lovefool* eine bewegende Bühnenperformance einer Schauspielerinnen (Kristin Winters) auf ihrem Weg zur Selbstliebe, ein Auf- und Ausbruch einer jungen Frau, die sich aus Abhängigkeitsverhältnissen und vom Erwartungsdruck befreit.

Eine universellere und gewissermaßen reifere Sicht auf den weiblichen Körper bietet Sascha Ley mit *Cosmos*. In unterschiedlichen Gestalten, Phasen und subjektiven Erinnerungen reflektiert sie das eigene Sein. In ihrer rund einstündigen Performance streift sie sich die Identitäten ab wie eine Raupe, die sich mit der Zeit transformiert.

Zum Auftakt erklingt *I want you* von Lennon und McCartney; das Publikum blickt auf einen eiförmigen Drehstuhl, einen grasgrünen Teppich, einen Hocker und eine Leinwand, auf der das Gekritzelt aus einem Tagebuch

zu sehen ist: lose Einträge bestehend aus Worten und Illustrationen. Vom seitlichen Rand der Bühne baumelt ein transparentes Kleid von einer Kette. Die Musik wechselt zu einer Stimme aus dem Off, die Namen von der Erde umgebenden Sternen und ihre Entfernung benennt. Der Mensch ist nur ein Funke im unendlichen Kosmos, unser Sein ein kurzes Aufflackern.

In ihrer Solo-Performance *Cosmos (Not enough)* vermischt Sascha Ley Tanz, Bewegung und Gesang und ergänzt diese von Anbeginn durch Videoaufnahmen. Sie erzählt eine Geschichte über Liebe und Lust, basierend auf ihrer Version und ihren Liedtexten (*Love Say Abbreviate, Once Heart, This Thing About Memory*). In Zusammenarbeit mit dem deutschen Lichtkünstler Krischan Kriesten hat Ley so eine sinnliche, interdisziplinäre Performance geschaffen.

Sukzessive webt sie Assoziationsräume, ausgehend von ihrem eigenen Kosmos und in konsequenter Selbstbefragung: Was ist ein Wort? Wie kommunizieren wir? Kennen wir uns selbst überhaupt? Was ist der (weibliche) Körper? Was weibliches Begehren? Sind unsere Körper reine Projektionsflächen von Wünschen der Anderen ...? „Imagine reconstructing the female body and mind!“

Ley beginnt die Performance im Hosenanzug und wird die Kleidung sukzessive abstreifen. Fast nackt wird sie ihren Körper abtasten und erforscht Gliedmaßen und (Geschlechts-)Organe: Brüste, Nippel, Vagina. Was macht den Menschen aus? Was verbirgt sich dahinter?

Es sind drei lose Handlungsstränge, die über Videoprojektion eingespielt werden: Der erste erzählt eine Liebesgeschichte, der zweite untersucht (pseudo-)wissenschaftlich, wie der weibliche Körper aufgebaut ist, im dritten erzählen Frauen von ihren sexuellen (Gewalt-)Phantasien. Im Film spielt Ley die Rolle verschiedener Frauen und eines Mannes, die alle von unterschiedlichen sexuellen Erlebnissen

erzählen, oder sind es die gleichen Erlebnisse in unterschiedlicher Wahrnehmung? Wie wahr ist eine Liebesgeschichte in der Retrospektive, was bleibt in unserer selektiven Wahrnehmung hängen und was blenden wir aus? Jede(r) hat seine eigene subjektive Wahrnehmung auf sich selbst und die Welt – ausgehend von seiner Bagage.

In ihrem Bewusstseinsstrom reflektiert Ley verspielt, spöttisch und bisweilen versonnen rauchend die unterschiedlichen Perzeptionen und spielt mit den heteronormativen Geschlechterrollen oder wälzt sich hingebend auf dem Teppich. Die Darbietung ist sprachlich gewitzt, betörend im Gesang und stimmig in der Choreografie und stellt doch keine allzu schweren Fragen.

Wenn am Ende eine Wunderkerze verglimmt, blickt die Künstlerin lässig auf ihre wohl auch eigenen Lebensentwürfe zurück und lädt die Zuschauer/innen dazu ein, die eigenen Erfahrungen zu reflektieren. Wer sich auf die sinnliche Performance einlässt, kann seine eigene Reise durch seinen „Cosmos“ erleben. Wem dies nicht gelingt, kann den Sinnesrausch auf sich einwirken lassen und genießen. Es ist eine starke Solo-Performance, die von den Facetten der starken Bühnenpräsenz Leys, den mit ihrer rauchig-jazzigen Stimme gesungenen Songs wie von den eingespielten Videoausschnitten lebt.

Am Ende steht der Anfang: Ein Tagebuch mit collagehaften Skizzen wie ein Pixi-Heft, das die assoziative Reise durch das eigene Bewusstsein dokumentiert. Mehr davon! ●

Wer sich auf die sinnliche Performance einlässt, kann seine eigene Reise durch seinen „Cosmos“ erleben

Cosmos (Not enough). Uraufführung. Text und Performance: Sascha Ley; Sounds und Videos: Krischan Kriesten & Sascha Ley; Licht(design): Krischan Kriesten; Illustrationen: Sascha Ley; Blick von außen und choreografische Beratung: Sylvia Camarda; Kostüme: Denise Schumann & Sascha Ley. Eine Produktion des Théâtre National du Luxembourg in Co-Produktion mit dem Escher Theater. Keine weiteren Spieltermine



Bilder aus dem Iran

IIII Marc Trappendreher

Abbas Kiarostami verschaffte dem Iran einen festen Platz auf der Weltkarte des Kinos, als er 1997 bei den Filmfestspielen von Cannes die Goldene Palme für seinen Film *Ta'm-e gilās / A Taste of Cherry* gewann. Das neue iranische Kino, das nach der islamischen Revolution entstand, machte eine bemerkenswerte Entwicklung durch, die die Veränderungen in der iranischen Gesellschaft widerspiegeln. Die westliche Auffassung, der Islam sei antimodern und rückständig, wurde widerlegt, als die in der Zeit nach der Revolution produzierten Filme weltweit Ruhm und Anerkennung ernteten.

Das iranische Kino nach der Revolution hat einige wesentliche konstante Merkmale ausgeprägt. Stilistisch warten die Filme mit einer hohen allegorischen Formsprache und einem dichten poetischen Potenzial auf; die erzählten Geschichten nehmen dabei gerne den Charakter von Parabeln an. Abbas Kiarostami, Mohsen Makhmalbāf, Asghar Farhadi und Jafar Panahi zählen zu den bedeutendsten und

Das iranische Kino schließt auch eine westlich geprägte Wahrnehmung des iranischen Films mit ein

bekanntesten Vertretern dieser Erneuerungsbewegung. Oft sind diese Filme bewusst an der Trennlinie zwischen Fiktion und Dokumentation angesiedelt, wenngleich sie fiktive Stoffe erzählen. Sie greifen konventionelle Spannungsdramaturgien und Figurenkonstellationen auf, betonen aber bewusst die mangelnde Schärfe dieser

Trennlinie – die Geschichten wirken dann wie aus dem Leben gegriffen. Es dominieren Originalschauplätze; ein Stilbewusstsein, das bis auf den italienischen Neorealismus zurückgeht. Farhadis *Nāder az Simīn* (2011) oder *Taxi Teheran* (2015) von Panahi waren besonders populäre Beispiele dieser Bewegung, die die Absurditäten des iranischen Staates, des Machtapparats als repressives, menschenverachtendes System offenlegte. Unter diesem Aspekt gilt das iranische Kino als eines der modernsten und innovativsten der Welt, das immer wieder Filmpreise für sich beansprucht und die nachfolgenden Generationen stark beeinflusst.

Terrestrial Verses von Ali Asgari und Alireza Khatami – eine Koproduktion mit der Luxemburger Cynefilms, der Gesellschaft von Regisseur und Produzent Cyrus Neshvad – gewann beim diesjährigen Luxembourg City Film Festival sowohl den Kritikerpreis als auch den Großen Preis der Jury. In kurzen Vignetten wird der Alltag von neun ganz

normalen Menschen im Iran gezeigt, die einen Einblick in die komplexe Gesellschaft geben. Der Schwerpunkt liegt auf den alltäglichen Hürden der Menschen im Iran, die sich mit der Absurdität der Staatskontrolle konfrontiert sehen. Die Iraner müssen sich unter anderem mit der gesichtslosen, übermächtigen Bürokratie und der Regierung auseinandersetzen, die fast alle Bereiche ihres Lebens durchdringt und ihre Macht mit Gewalt durchsetzen kann.

Diese Tendenz des iranischen Films ist das im Westen anerkannte und etablierte Kunstkino, das auf Festivals gezeigt wird und internationale Preise gewinnt. Es ist ein gegenwartsbezogenes, sozial-realistisches und engagiertes Gegenkino zu den nationalistischen und innenpolitisch motivierten kommerzielleren Produktionen, die im Iran äußerst erfolgreich, im Westen aber kaum bekannt sind. Das iranische Kino schließt in diesem Sinne auch eine westlich geprägte Wahrnehmung des iranischen Films mit ein, der sich als fest etablierter Bilderkanon in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben hat. Es sind Bilder aus dem Iran als Bilder über den Iran. Filme über den Iran, die im Westen breitflächig zirkulieren, zeigen so gerne die gleichen Inhalte. Es ist ein Bilderkatalog, der immer wieder abgerufen wird, wo indes das anklagende Moment zum Stereotyp zu gerinnen droht: Meist sind es verhüllte Frauen und ein bis in die Sprache hinein kalt operierendes System. Das gesellschaftliche Miteinander beschränkt sich häufig auf Eindrücke vom hektischen Treiben in

DIE KLEINE ZEITZEUGIN

Auferstehungswitze

IIII Michèle Thoma

Irgendwann wurde mir fad. Mit den Witzen. Mit unseren Witzen. Noch beim Selber-Mit-witzeln wurde mir fad. Es stand so gar nichts auf dem Spiel. Wir hatten ja gewonnen, haben ja gewonnen. Schon seit langem.

„Der Himmel ist leer“, titelte *Der Spiegel* Ostern 2019, selbst immer mehr Geistliche würden einem leeren Himmel ins Auge sehen. Von der Erdoberfläche haben wir Gott zwar nicht verbannt, solche sind wir ja nicht, wir haben ihm seine Reserve zugewiesen. Da kann er, Er wie es früher hieß, jetzt sein Wesen treiben, zahnlos, entmannt, ein Patriarch, den nur noch Komische ernst nehmen, da sind wir Westwertemenschen gnädig. In den Sado-Masochismen des Katholizismus oder in den nüchternen Kammern des Protestantismus dürfen die letzten Mohikaner/innen eines aussterbenden Kults ihren Neigungen nachgehen, tut ja niemand mehr weh.

Unsere Kinder und Enkelkinder sind nicht mehr Gottes Kinder, sie sind freie Menschen in einer freien Welt, die von ihnen, die Kunstgeschichte studieren mögen die Schätze in den Domen und Kathedralen deuten, Bedeutungen konstruieren, die Botschaften werden ihnen fremd sein. Oder schnuppe. Das ist Kulturgut, das sind Abendland-Attrappen, die Kulisse die die psychische Krankheit der Eltern illustriert. Sie können das konsumieren oder sich auch daran delectieren, ein exotisches Menu, eine extra schräge Message, was ganz Irres, lol.

Während wir. Gebrannte Kinder. Kinder aus der Hölle. Stellt euch vor, Nägel durchbohren eure Hände! beschwor der Belairer Pfarrer 1960 die Neunjährigen, sie lernten das Wort Stigmata, Wundmale. Solche konnten auch Heilige vorweisen, die hatten sich das besonders gut vorgestellt, der Pfar-

Stellt euch vor, Nägel durchbohren eure Hände! beschwor der Belairer Pfarrer 1960 die Neunjährigen, sie lernten das Wort Stigmata, Wundmale

rer schloss die Augen genüsslich bei der Vorstellung. Das Gruselkabinett des katholischen Unterrichts bewog den Großteil einer Generation, den Nachkommen diesen Horrortrip zu ersparen.

Aber wir, die vom Kreuz gezeichneten Kinder, können es immer noch nicht lassen. Wir kommen einfach nicht runter, vom Kreuz. Wir müssen unsere therapeutisch wertvollen Witze machen. Denn wer ist gottbesessener als die Atheist/innen? Als Anti-Theist/innen eher, A-Theist/innen müssten sich ihrer Freiheit nicht so pubertär vergewissern. Und welche Witze sind billiger? Denn wir leben nicht mehr in einem Gottesstaat, die Kirchen sind großteils geschlossen und Gottesmann nur noch [www](#) erreichbar.

Ben Hur verschwindet so langsam aus den Hauptabendprogrammen der Osterzeit,

Die Zehn Gebote, all die wollüstigen Kreuzigungsmelodramen, schon die Fünfzigjährigen können damit kaum noch anfangen, wer war der Typ? Die Freiheit hat gewonnen. Wie wir sie ertragen, beschäftigt jetzt Psychiater/innen, Philosoph/innen, Soziolog/innen, Drogendealer/innen, die Angebote im Kapitalismus sind vielfältig, der Himmel ist käuflich.

Du hängst da so, du hängst da auch so rum, so habe sich der deutsche Schauspieler Ben Becker, eher berüchtigt für sein Raubein-Image, beinahe kumpelhaft Jesus auf dem Kreuz angenähert, wie er in einer Talk-Show erzählt. Die menschliche Botschaft des Kreuzes, für die wir in ausweglos erscheinenden Momenten anfällig sind, plötzlich ist sie so klar, so groß, so tröstlich. Diese vollkommen unzeitgemäße Botschaft des Leidens und Mit-Leidens, mitten im Junijubel des Lebens mutet der Verrenkte auf dem Kreuz wie eine Zumutung an, als obszöne Beleidigung des Lebens. In düsteren Zeiten sind aber sogar jene empfänglich, die sonst im Kreuz weiter nichts als die perverse Deko einer perversen Religion sehen.

Vielleicht ist das die Doch-Sehnsucht. Die dann doch aufflackert. Wenn man hineinschaut in die erloschenen Feiertagesichter, z.B. in den Strom der ums Überleben Kämpfenden. All diese Entmutigten, Erschöpften, total Fertigen. Es sind keine Kriegsflüchtlinge. Sie haben Hunderte und Tausende Kilometer zurückgelegt, um sich hinter einem hingeknallten überteuerten Eis auf einem von Menschenmassen belagerten Platz in einer europäischen Kulturmetropole wieder zu finden. Um in einen Dom hinein zu laufen wie eine Herde Schafe, nicht einem Hirten hinterher, nur einem gezückten Smartphone. ●

überfüllten Basaren. Die Themen, die diese Filme erkunden, orientieren sich meist entlang fester Standards, wie Unterdrückungsszenarien. Besonders das Schicksal der Frau, die Repression des Freiheitswillens, die Ohnmacht des Individuums gegenüber den starren Konventionen des Staates, die im Westen freilich empörte Reaktionen hervorrufen. Dieses Zünden des Affekts wird mithin gezielt bedient. Es entsteht eine Filmrezeption entlang spezifischer Wahrnehmungsmodi von Moralvorstellungen und einem festen Wertekodex – es ist eine fortwährende, endlos scheinende Anklage der immergleichen Missstände. Sie akzentuiert so Fremdes und Andersartiges, blendet aber Familiäres und Vertrautes eher aus. Daraus erwächst in der eurozentrischen Wahrnehmung ein Verständnis des iranischen Films, das über dieses Bilderreservoir aus dem gegenwärtigen Iran geliefert wird, unsere Vorstellungswelt über den Iran also an diesen medial vermittelten Kanon bindet. Dies sei keinesfalls als ein Einwand gegenüber der künstlerischen Qualität des iranischen Film-schaffens zu verstehen, sondern vielmehr als eine Bewusstmachung für die möglichen Zerrbilder, die dabei mitentstehen können – nimmt man denn diese Bilder *pars pro toto* für das gesamte iranische Filmschaffen. Heute wieder mehr in Vergessenheit geraten ist der essayistische Dokumentarfilm von Solmaz Shahbazi und Tirdad Zolghadr *Teheran 1380* (2006), der entschieden gegen den westlichen Erwartungshorizont der iranischen Bildwelten anscrieb, dem Stadtbild Teherans als wachsender Metropole galt hier das Augenmerk. ●

D'GEDICHT VUN DER WOCH

Moukefestival

IIII Jacques Drescher



Um Rond-point sëtzt gedam eng Mouk;
Si kuckt no riets, no lénks, ganz woke.
An op der Mouk sëtzt hire Frënd,
Deen ouni si net weider kënnt.

De Wee ass nach net ganz gemaach;
Si musse vun dem Bësch bei d’Baach,
Wou all déi Mouken an déi Fräschchen
Sech no der Rees am Waasser wäschen.

Eng Mouk, déi kënnt net wéi e Vull
Duerch d’Loft bei hire Fräschepull.
Si gëtt am Fréijor hei am Land
Ze dacks vum Auto iwwerrannt.

Passt op a loosst di Mouke goen!
Si musse schliisslech d’Männer droen.
A sinn si net op alle Fall
Méi nëtzelech ... wéi den Autosfestival?

SNHBM

Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : 01 ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 26.04.2024 10.00 heures

Lieu : SNHBM 2B, rue Kalchesbruck L-1852 Luxembourg

Intitulé : Lot électricité, photovoltaïque, sanitaire, chauffage et ventilation, réf. R7-1.

Description :
– L'exécution des travaux d'électricité, photovoltaïque, sanitaire, chauffage & ventilation de 24 maisons unifamiliales à Berg-Betzdorf.

Conditions d'obtention du dossier :

Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.

Réception des plis :

Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures

N°. avis complet sur pmp.lu : 2400721

SNHBM

Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : 01 ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 30.04.2024 10.00 heures

Lieu : SNHBM 2B, rue Kalchesbruck L-1852 Luxembourg

Intitulé :

Lot électricité, sanitaire, chauffage et ventilation, réf. NI3-1.

Description :

– L'exécution des travaux d'électricité, sanitaire, chauffage & ventilation de 3 immeubles résidentiels et de 8 maisons bi-familiales à Niederanven.

Conditions d'obtention du dossier :

Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.

Réception des plis :

Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures

N°. avis complet sur pmp.lu : 2400722

Mise en œuvre de la gratuité des manuels scolaires

Appel à partenaires

Le Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse

cherche des partenaires pour la diffusion des manuels scolaires gratuits www.mybooks.lu

Dans le cadre de la mise en œuvre de la gratuité des manuels scolaires pour les élèves de l'enseignement secondaire, le ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse se propose de coopérer avec des partenaires officiels afin d'assurer la gestion et la diffusion des manuels scolaires.

L'appel à partenaires s'adresse prioritairement aux commerces situés sur le territoire du Grand-Duché du Luxembourg qui disposent des compétences nécessaires du métier de libraire et qui vendent des manuels scolaires et d'autres livres.

Le dossier de candidature ainsi que les conditions générales fixant les modalités de distribution des manuels scolaires gratuits peuvent

être demandés via courriel à l'adresse secretariat@script.lu. Le délai pour la remise des dossiers de candidature est fixé au 3 mai 2024.

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 08.05.2024 10.00 heures

Intitulé : Travaux de construction en bois, de couverture, de ferblanterie, de façade et d'échafaudage à effectuer dans l'intérêt de la nouvelle construction pour deux ateliers de menuiserie pour Défi-job asbl à Givenich.

Description :
– Travaux de structure charpente primaire (environ 150 ml sur une portée d'environ 15 ml et les avancés) et secondaire (environ 550 ml) en lamellé collé y compris contreventements à mettre en œuvre sur des poteaux en béton armé ;
– Couverture de type panneaux sandwich toiture isolés en coque en acier d'environ 710 m² et les ferblanteries ;
– Travaux de façade en bois en mélèze pose verticale type *Boden Deckelschalung* (environ 385 m²) sur éléments préfabriqués de façade en béton léger ;
– Échafaudages pour les travaux de toiture et de façade.

La durée des travaux est de 90 jours ouvrables, à débiter le 01.02.2025 Les travaux sont adjugés à prix unitaires.

Conditions d'obtention du dossier : Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Réception des plis : Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

N°. avis complet sur pmp.lu : 2400689

Pour une annonce qui fait dans d’Lëtzebuenger Land



Contact régie : contact@espace-medias.lu

„Nichts ist von vornherein klar“

IIII Don John



Zwei Bänke ohne Banker: Samuel Hamen fotografiert das Setting für seine

Auseinandersetzung mit einem Frankfurter Bankangestellten



Das Gedicht als Vexierspiel: Anhand ihrer Trosttiere exemplifiziert Ulrike

Bail, wie sich im Dichtungsprozess die Worthüllen mit Assoziationen und

unerwarteten Bedeutungen füllen

Aus Angst, die Müßigkeit einer Schriftstellerresidenz ohne Verpflichtung zum Resultat würde im effizienzbesessenen Luxemburg das Klischee des faulenzenden Schriftstellers zu sehr zementieren, wurde im Rahmen des alljährlichen Luxemburger LCB-Stipendiums eine Poetik-Reihe ins Leben gerufen: Als Gegenleistung für das frohe und unbeschwerte Schaffen sollte der oder die Stipendiat*in, quasi als Postskriptum der zweimonatigen Residenz, eine Rede zur Literatur anhängen.

Lobenswert an diesem Unterfangen ist aber nicht nur, dass Luxemburger Autor*innen nunmehr über eine Plattform verfügen, um über das eigene Schreiben zu reflektieren, sondern vor allem, dass sich die Reihe recht schnell aus ihrer Verankerung in der Produktionslogik gelöst hat, weil auch Schriftsteller*innen ohne Wannsee-Stipendium begannen, ihre Poetik beim CNL zu veröffentlichen. Wo Samuel Hamens *Verhaltensweisen* an seinen Aufenthalt im Literarisches Colloquium Berlin gebunden ist, sind Ulrike Bails *trosttiere mes ormeaux* von jeglicher Verpflichtung befreit.

Die Auftragsarbeit merkt man Hamen eigentlich nur an seiner formalen Verweigerungshaltung an: Anstatt eines Essays veröffentlicht Hamen eine autofiktionale Erzählung, in der der Schreibprozess eine tragende Rolle spielt. Unüblich sind solche metareflexiven Passagen aber auch nicht in nicht-poetologischen literarischen Texten, sodass Hamens *Verhaltensweisen* durchaus im Rahmen eines Erzählbandes funktionieren würden.

Die Erzählfigur, deren Lebenssituation sich in vielen Aspekten mit der Biografie ihres Schöpfers deckt, geht auf Recherchereise. Eine Reihe an Hindernissen – eine Geiselnahme am Kölner Hauptbahnhof, eine defekte Klimaanlage und laute Schüler im Bus

sowie eine Gruppe von Frankfurter Banker, die sich im Rahmen eines Coachings unter Führungskräften im selben Kloster wie der Erzähler eingenistet haben – schiebt sich zwischen ihn und seine Arbeit, die sich zwischen der Forschung und dem Schreiben aufgliedert.

Mit „überschaubarem Erfolg und fragwürdigem Ausgang“ versucht Hamens Erzähler, über einen Dichter zu promovieren, dessen Archiv sich auf der Insel Hombroich befindet. Während seines dritten Rechercheaufenthalts spürt er die Last der „Tatsächlichkeit“, die der Banker nie hinterfragt, weil sich hinter den vermeintlichen Tatsachen eine Weltsicht verbirgt, die seinen Alltag bestätigt und für die die Literatur eventuell als Gegenentwurf fungieren könnte. Solche Überlegungen bettet Hamen in seine kurze Erzählung, in der eine rhetorische Auseinandersetzung mit einem Banker und ein berührendes, versetztes Zusammenkommen mit einer Filmemacherin zum dramaturgischen Höhepunkt werden.

In der Mitte der Erzählung scheitert Hamens Erzähler scheinbar daran, eine beobachtete Wirklichkeit – ein paar „Gestalten“ inspiizieren ein beackertes Feld nach Restkartoffeln – in Worten festzuhalten und zweifelt somit an seiner Fähigkeit, „etwas zu gestalten [...]“, das die gesamte Sprache ausbietet, um dem Ist-Zustand zu entkommen“. Schön an der Literatur ist aber, dass genau diese Zweifel nicht nur im Schreibprozess absorbiert werden können, sondern gleichzeitig greifbar machen, was es bedeutet, im 21. Jahrhundert als Schriftsteller zu leben.

Unüblich für die nunmehr dreizehn Bände umfassende Reihe ist Hamens Auslotung eines unkonventionellen Formats durchaus nicht: Im Laufe der Zeit haben sich immer mehr Autor*innen vom Korsett des Redeformats befreit, um ihrer Poetik auch die

Gemein ist Ulrike Bail und Samuel Hamen der Prozess, Theorie und Praxis in einer Art Werkstatttext aus der inneren Denkfabrik zu verschmelzen

formale Freiheit zu geben, die ihrem Schreiben innewohnt. Das kurze Format spielt dabei den Autor*innen in die Hand. Während Elise Schmit einen Einblick in ihren Werkzeugkasten gab und damit den Fokus auf den Produktionsmechanismus legte, fragmentierte Nora Wagener ihre Poetologie in kurze Prosatexte, die vom pragmatischen Alltag als Schriftstellerin erzählt.

Ulrike Bails *trosttiere* befinden sich an der Schnittstelle beider Herangehensweisen: Wenn die Dichterin den Verzicht auf Punkt- und Satzzeichen sowie auf Groß- und Kleinschreibung kommentiert – eine Enthierarchisierung, durch die Bedeutungsräume aufgemacht und (zu) offensichtliche Sinnzuschreibungen unmöglich werden – oder ihre Zuneigung für Fachwörter erwähnt, legt sie wie Schmit den Schwerpunkt auf den Kompositionsprozess und verdeutlicht dabei eine Methode, die sie bereit in der Metaphorik ihres vom Servaispreis gekrönten Bandes *wie viele faden tief* exemplifizierte. Gleichzeitig fragmentiert sie aber, wie Wagener, die eigene Poetik – weil es „kein großes Ganzes gibt“, weil wir „nur Fragmente wahrnehmen“ und ihre Gedichte „fragile Fragmente sind, die ins Offene entlassen.“

„Der Wortkörper ‚ormeau‘ verwandelt sich. Ein Vexierbild. Dichtung entsteht aus Täuschung. Aus Irrtum. Aus Metamorphosen. Aus Familienverhältnissen. Direkten Verwandten und erfundenen. Offenem Patchwork. Aus falschen Freunden und Fantasie. Aus Verschiebungen.“

Ulrike Bails Fragestellung, was Lyrik in Kriegszeiten kann und soll, ist leider genauso andauernd, wie menschliche Kriegsführung selbst – doch das, was sie im Bezug auf den Krieg in der Ukraine über Lyrik in Zeiten der Zerstörung schreibt, ist genauso berührend wie das Fragment, in dem die Dichterin auf eine sehr persönliche Weise Esther Kinskys Satz „nichts kommt einfach davon mit dem leben“ kommentiert. „In eine zerstörtes Haus kann man nicht mehr hineingehen. Das Dach über dem Kopf ist eingestürzt. Grammatik kann den Verlust nicht ordnen. Gebeugte Wörter brechen.“

Gemein ist Ulrike Bail und Samuel Hamen der Prozess, Theorie und Praxis in einer Art Werkstatttext aus der inneren Denkfabrik zu verschmelzen. *Verhaltensweisen* und *trosttiere mes ormeaux* sind nicht nur Backstage-Texte oder Making Of's, sondern gleichzeitig Text und Metatext: Das wie wird hier irgendwann zum so – und auch, wenn es auf das wieso keine deutliche Antwort geben kann, so ist der Weg vom Gedankenprozess in all seiner überbordenden Vielschichtigkeit, seinen Momenten des Zweifels und der Orientierungslosigkeit, seinem mutigen Erforschen von etwas, das nie „von vornherein klar“ ist und seinen endlosen Assoziationen hin zum (niemals wirklich) fertigen Produkt, in dem all dies trotz der assertiven Struktur des „Texts“ immer noch Raum und Widerhall findet, ein überaus spannender – trotz ein paar Stellen, in denen (ich denke an Bails Reflexionen über das Ende des Gedichts und die Rolle des Lesers) einige Gemeinplätze herbeibequemert werden. ●

S

T

|

L

Delivery nous du mal

IIII Cyril B.

Il n’y a pas que les ours polaires et les abeilles qui sont en voie de disparition. Le progrès a aussi rendu obsolètes les vidéoclubs, les cabines téléphoniques ou les agences matrimoniales. Dans les prochaines années, il est probable que l’avènement de l’intelligence artificielle sonne le glas d’autres métiers, dont l’avenir est compromis. En contrepartie, de façon parfois assez imprévue, apparaissent de nouveaux métiers, si l’on peut qualifier ainsi ce qui relève par certains aspects d’un mécanisme d’exploitation digne d’un scénario de Ken Loach ou des frères Dardenne. C’est ainsi qu’après Wedely, Foostix, Goosty ou Takeaway, le finlandais Wolt a dernièrement déployé ses bannières bleues dans la capitale. On peut se demander si l’on ne risque pas une indigestion avec une telle profusion de plateformes de livraison dans un espace aussi réduit que le Grand-Duché.

Le terreau propice à l’éclosion des services de livraison de repas a été formé par la combinaison des trois éléments : vélos en libre-service + part significative de population jeune et aisée ayant adopté des modes de vie aussi urbains et connectés qu’éloignés de leur famille + émergence d’une autre catégorie de personnes tout aussi jeunes, urbaines, connectées et éloignées de leurs familles mais qui souffrent de formes aggravées de précarité. Pour les premiers, le téléphone dans la main pour choisir le programme de la soirée canapé permet d’accomplir ce vieux rêve de l’humanité : disposer d’une télécommande à pizza (fonctionne aussi avec les sushis ou les hamburgers). Pour les seconds, la perspective d’une rémunération le soir et le week-end, qu’il est donc possible de cumuler avec d’autres petits jobs, voire de sous-traiter à des coursiers sans-papier contre prélèvement d’une quote-part, suffit à faire oublier des conditions de travail parfois ingrates. L’évaluation du livreur par le livré apporte une touche finale au tableau d’une relation circulaire entre celui qui rend service contre une rémunération, et

celui qui le paie sans le connaître, le tout basé sur une relation de confiance établie par une application informatique qui assure le bon fonctionnement du système et la mise en relation des parties prenantes contre rémunération : livreur, restaurateur, consommateur.

Vu du côté du livreur, l’image du pauvre type qui pédale sous la pluie, chargé d’un énorme sac isotherme contenant des repas qu’il préférerait manger mais que sa condition le réduit à livrer pour quelques euros évoque plutôt l’idée d’une forme modernisée d’esclavage que l’image idéale d’un modèle d’auto-entrepreneuriat où chacun peut trouver un parfait équilibre entre vie privée et vie professionnelle grâce à une formule de travail combinant liberté, sens de l’initiative et pratique régulière d’une activité physique...

Vu du côté du restaurateur, la perspective de toucher une nouvelle clientèle, sous réserve qu’elle ose s’aventurer en dehors des classiques grandes chaînes de restauration, est rendue moins attrayante par le fait de perdre le contact avec ses clients, la nécessité de produire vite et sans réservation préalable, ainsi que par l’impossibilité de facturer bouteilles d’eau ou de vin, café ou digestif.

Vu du côté du consommateur, c’est là que se situe la principale énigme. Plusieurs années après la fin du confinement, le nombre de réfractaire aux sorties au restaurant interroge. En dehors de la saison des repas de fin d’année, où nous craignons tous de nous retrouver voisins d’une tablée regroupant cinquante collègues qui ont enfilé leurs pulls moches de Noël et dont les cinquante escalopes viennoises relèguent votre commande aux calendes grecques, qu’est-ce qui peut vous pousser à préférer manger devant la télé plutôt qu’au restaurant ? Outre la météo locale, qui peut effectivement pousser à ne pas mettre le nez dehors, une autre piste



Livraison par tous les temps

L’ENDROIT

Bao Bar

Les spécialités culinaires asiatiques continuent de s’implanter durablement au Luxembourg. Les ramens sont



rejoints par les baos sur le podium des plats tendance. Ces totems de la *street food* chinoise, largement diffusés dans tout le sud de l’Asie, sont de petites brioches cuites à la vapeur et garnies d’un tas de bonnes choses. Le Bao Bar, fraîchement installé à Clausen, est une nouvelle preuve de leur succès. Aux manettes de ce restaurant de poche, le chef Terence Vanheer qui a œuvré à la Cantine du Châtelet où la cuisine fusion était déjà à l’ordre du jour. Avant de déguster les baos, on se régale d’entrées à partager :

aubergines au miso totalement addictives, poulet frit avec une sauce bien relevée ou pleurotes en tempura à la texture souple et croustillante à la fois. On est mûrs pour les baos, avec quatre déclinaisons aux titres alléchants : Smoked Pulled Beef, Fried Chicken Fiesta, Smoked Pulled Mushroom pour l’option veggie et surtout Cochon-Chic, avec un morceau de lard entier et une sauce épicée dont on se lèche encore les doigts. On choisira de s’installer côté cuisine, avec vue sur la vapeur qui en émane ou côté bar, avec ses

murs orangés et une déco dans l’air du temps. Pas étonnant que ça affiche complet presque tous les soirs. FC

DIE FRAGE

Déi beschte Pizza

„Sot eis, wou et déi beschte Pizza zu Lëtzebuerg gëtt“, schrieb *RTL* vergangene Woche auf seine *Facebook*-Seite und verlinkte das Formular gleich mit. In den Kommentarspalten kam es

dennoch zu einer informellen Abstimmung. Fast 900 Kommentare erntete der Post. User Andy schlug Il Bosco aus Schönfels vor und bekam von mehr als 40 Personen Zustimmung. Gigi l’Amoroso aus Düdelingen ebenso. La Romantica in Moutfort und die Pizzeria um Moart sind noch beliebter. La Taverna, Chez Toni und Bella Napoli scheinen auch im Rennen zu sein. Es sei denn die Fans aus den Kommentarspalten haben nicht verbindlich über das Formular abgestimmt. Das *Wort* legte diese Woche nach

und sucht nun „d’Terrass vum Joer 2024“. Einsendeschluss für die Vorschläge ist der 30. April, also bevor man sich ein Bild von der Terrassensaison machen kann. Letztes Jahr wurde das Café beim Frank in Diekirch zur „schönsten Terrasse“ gekürt. SM



land

05.04.2024